

Schriften
des
Vereins für die Geschichte
der
Stadt Berlin.

Heft XI.

Berlinische Nachrichten
von
L. Schneider.

XVII. Jahrhundert.



Berlin, 1874.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

1614.

Schmähungen auf der Kanzel.

Wenn eine Verordnung erscheint, die etwas verbietet, so liegt die Vermuthung nahe, daß die Sache, welche verboten wird, überhaupt existirt haben muß. Untersagt also ein Landesherr den Geistlichen, sich künftig auf der Kanzel des Lästerns, Schmähens, Verdammens und der Schimpfwörter wider ihre Gegner zu bedienen, so läßt sich daraus schließen, daß die Geistlichen auf der Kanzel doch wohl dermaßen gelästert, geschmäht, verdammt und geschimpft haben müssen, daß eine Verordnung nothwendig geworden ist. — So wird es also vermuthlich im Jahre 1614 in Berlin gewesen sein, denn der Kurfürst erließ am 24sten Februar ein auf dergleichen Ungewohnheiten der Geistlichen bezügliches Edict, welches Hering in seinen »historischen Nachrichten von der reformirten Kirche«, Seite 89, aufbewahrt und mit einigen ergebensten Erklärungen begleitet hat.

War schon zur Zeit der Reformation von den Kanzeln auf Andersgläubige geschimpft worden, so geschimpft, daß die Geistlichen in der Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit ihrer Aufregung vom Schlage gerührt wurden, — so wurde es zur Zeit der Trennung der reformirten von der lutherischen Kirche doch noch ärger, und die Streitenden überließen sich einer maßlosen Heftigkeit, in welcher sie alle Waffen brauchten, um den Gegner zu vernichten — das heißt: wo möglich lächerlich zu machen, denn »le ridicule tue« nicht allein im schönen Frankreich, sondern auch in Deutschland und speziell an den blühenden Gestaden der Spree.

Da das Schimpfen, Lästern, Schmähen und Verdammen indessen vorzugsweise von den lutherischen Geistlichen gegen die gefährlichen Neuerungen der Reformirten geübt wurde, und die reformirten Prediger, schon weil sie in der Minderzahl waren, gelindere Saiten aufzogen, so war die Meinung des Volkes verzeihlich, welches glaubte, daß die lutherische Konfession verdrängt und die reformirte erhoben werden sollte. — Die beati possidentes hatten auch nicht die mindeste Lust, sich

diesem Edicte zu fügen, regten die Gemeinden durch Vorhaltung des vermeintlichen Zwanges, der ihnen in Glaubenssachen angethan werden sollte, auf, und hatte man in der einen Kirche eine Schmährede gegen den Prediger einer andern gehört, so war man gewiß, am Tage darauf in der andern Kirche den Prediger der Einen auch heftig geschmäht zu hören.

Natürlich ließ sich mit Kraft und Nachdruck nicht überall einschreiten — das Fieber der Erbitterung mußte sich erst legen, ehe man gegen einzelne besonders leidenschaftliche Kanzel-Redner directe Warnungen und Strafen verhängte, was denn aber endlich auch geschah und allerdings dem Uebel steuerte; das heißt, soweit es die Kanzel betraf, denn nun warf sich die Erbitterung des Streites in die Presse, und eine endlose Fluth von Controvers-Flugschriften überschwemmte die Markten, namentlich aber Berlin, wo zu jener Zeit, wie König behauptet, eine wahre Lesewuth entstand, aus welcher sich ein dauerndes Interesse für Lectüre entwickelte, die dem »Büchergewerbe« (so sagt König auch) sehr nützlich war.

In Küsters »Altem und Neuem Berlin« finden sich seitenlange Verzeichnisse solcher Streitsschriften, deren Verfasser hier lebten und sie hier drucken ließen; aber auch in anderen Städten, wie Fürth, Augsburg, Nürnberg, Eöln am Rhein u. s. w. erschienen Bücher und Tractätlein, unter denen besonders eines das meiste Aufsehen machte. Es führt den Titel:

»Neue Zeitung von Berlin, in zweyen Christlichen Gesprächen
»zweyer Wandersleute, Hans Knoren und Benedikt Haberecht,
»von dem jezigen Zustand zu Berlin, allen und jeden wahrhaftigen
»Lutheranern in der Mark Brandenburg zum Unterricht gestellt
»durch den vertriebenen Pfarrer Paulum Kühnstock. Erstlich ge-
»druckt zu Pfirt bey Franz Knoblochen.«

Das Buch ist in Quart zehn Bogen stark und, wie alle dergleichen Ephemeriden, selten. Es gehört Muth dazu, diese Gespräche zweier Wandersleute durchzulesen, und hat man eine Seite gelesen, so kennt man auch schon so ziemlich die anderen. — Besonders seltsam ist darin die Lehre von der Prädestination entwickelt, von der absolut nicht zu verstehen ist, was der vertriebene Kühnstock eigentlich damit meint.

Der damalige erste reformirte Hof-Prediger Salomon Jonas ließ denn auch nicht lange mit einer Erwiderung auf sich warten, die er den »Sacraments-Spiegel« betitelte und gleich auf zwei Theile in Octavo verlängerte. Hans Knorre und Benedikt Haberecht kommen darin eben

so schlecht weg, als Kihnstock selber — das heißt sehr schlecht. Auf die Replik mußte eine Duplik erscheinen, die den Titel: »Schleifmühle der Sacramentspiegel« führte, aber selbst nichts weniger als geschliffen war.

Durch diese und eine Menge anderer Schriften wurden die Berliner und Cöllner in eine solche Aufregung versetzt, daß die gefährlichsten Unruhen hätten entstehen können, wenn der Kurfürst nicht mit Ernst und Festigkeit allen Uebergriffen entgegen getreten wäre, obgleich das Volk ihn, da er der reformirten Lehre zugethan war, für parteiisch hielt.

Die beiden heftigsten Widersacher der Reformirten waren in Berlin zu jener Zeit der Dom-Probst Gebike und der Archidiaconus an der Peters-Kirche, Martin Willich. Sie predigten geradezu Aufruhr gegen die Befehle des Kurfürsten, und da sogar die Landstände, durch diese allgemeine Unruhe veranlaßt, sich nicht allein über die Einführung des reformirten Gottesdienstes bei Hofe beschwerten, sondern endlich sogar einmüthig und feierlich dagegen protestirten, so mußte dieser endlich zu strengen Maßregeln seine Zuflucht nehmen. Gebike mußte Berlin verlassen und floh nach Sachsen, wo er ein geistliches Amt erhielt, aber auch von dort noch seine Blicke gegen das Sodom Berlin schleuderte.

Die Stimmung des Volkes war durch alle diese Vorgänge so schwierig geworden, daß die Rätthe des Kurfürsten anfangen, ernstliche Besorgniß vor irgend einem Ausbruche zu hegen, und man verhehlte sich nicht, daß der Protest der Stände in dieser Angelegenheit eine Bedeutung gewinnen mußte, wie sie bisher in der Geschichte der Marken noch nicht vorgekommen war. Wie nun von der einen Seite durch Flugschriften und donnernde Kanzelreden das Volk bearbeitet wurde, so waren auch die Anhänger des Kurfürsten nicht müßig und machten auf die Folgen aufmerksam, welche aus dieser künstlich erregten und geschürten Zwietracht entstehen mußten. So gab unter anderem der Landes-Hauptmann Thomas von dem Knefbeck eine Schrift heraus, die Alles zum Guten und Besten lehren wollte. Sie führte den Titel:

»Einfältiger Bericht, wie sich jedes christliche Herz jeziger Zeit,
»insonderheit aber Untertthanen gegen ihre Obrigkeit, welche etwa
»veränderter Religion beschuldigt wird, verhalten solle. Zu
»Berlin in Druck gegeben.«

Daß dieser »einfältige Bericht« eben so gut gemeint war, als er nichts half, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Beruhigungs-Schriften zur Zeit religiöser und politischer Streitigkeiten haben noch nie

etwas geholfen! (vide: 1615.) — Wirksamer war die Verbannung des turbulenten Gebirge, welche die anderen Geistlichen Berlins vorsichtiger machte, und der halb darauf ausbrechende dreißigjährige Krieg ließ die kleineren Streitigkeiten in der großen allgemeinen Zwietracht und Noth untergehen.

Ein und neunzig Jahre später, im Jahre 1705, wurde — ebenfalls am 24sten Februar — wieder eine andere Maßregel angewendet, um von Seiten des Staates die Mißbilligung gegen jene noch immer fortbauernenden Confessions-Streitigkeiten auszusprechen. Auf dem Neuen Markte verbrannte nämlich der Henker das Buch des Magisters Sebastian Erhards zu Hamburg, welches am Tage zuvor in Berlin zum Verkauf angekündigt worden war. Es enthält die heftigsten Diatriben gegen alle Fürsten und Gottes-Gelehrte, welche dem Calvinismus, dem Pelagianismus u. s. w. zugethan waren. König Friedrich I. befahl, daß nichts gegen dieses Buch geschrieben werden solle, sondern griff zu dem damals gewöhnlichen Mittel der öffentlichen Verbrennung durch den Henker — als leise Andeutung, daß die zum Feuertode bestimmte Schrift »mißliebig« sei.

Solche Verbrennungen durch den Henker kamen in Berlin auch noch unter Friedrich dem Großen vor — dann nicht mehr; aber in anderen Himmels-Gegenden sollen sich Spuren dieser eigenthümlichen Sitte bis in die neuesten Zeiten erhalten haben.

Das Büchergewerbe litt durch dergleichen literarische Auto's da fé nicht — wie dies auch bekanntlich bei andern literarischen Verhinderungsmittein geschichtlich nachzuweisen ist.

(Spener'sche Zeitung vom 24. Februar 1848.)

1615.

Ein Aufruhr in Berlin.

Die Einführung der reformirten Konfession, besonders als das Kurfürstliche Haus sich für dieselbe erklärte, veranlaßte, wie Seite 1—6 berichtet, außer mannigfachen Streitigkeiten unter den Geistlichen (die sich freilich bei dergleichen von selbst verstehen), auch allerlei Unruhen, und 1615 sogar einen offenen Aufruhr in unserer Vaterstadt, die dergleichen seit den Zeiten Friedrichs II. mit den eisernen Zähnen nicht mehr gesehen hatte und auch bis zum Jahre 1848 nicht wieder sehen sollte. Die Quellen, aus denen sich bei Darstellung dieses merkwürdigen und in einem Zeitraum von vier Jahrhunderten (1442, 1615, 1848) sich nur drei Mal wiederholenden Ereignisses schöpfen läßt, fließen freilich nur sparsam und sind bereits von König, Wilken, Geppert und Anderen mehr oder weniger benützt worden.

Zunächst eine handschriftliche Chronik von Berlin in der königlichen Bibliothek: *Annales Berolino-Marchici*. Mss. Boruss. Fol. 29; der Abdruck einer Nachricht aus dem Rathhäuslichen Archive in *Collectio opusculorum hist. Marchicam illustr. fasc. 1V.*; in Küster's *Altem und Neuen Berlin* und Hering's *historische Nachrichten von dem ersten Anfang der evangelisch-reformirten Kirche in Brandenburg und Preußen*. — Alle anderen Nachrichten sind theils aus diesen abgeschrieben, oder aber nicht zuverlässig, weil die Quellen nicht angegeben, aus denen sie geschöpft sind.

Um den unerwarteten und heftigen Ausbruch des Volks-Unwillens bei dieser Gelegenheit zu begreifen, müssen wir bis in das Jahr 1614 zurückgehen, wo der Kurfürst, um endlich Friede zwischen der lutherischen und reformirten (Hof-) Geistlichkeit zu haben, ein Colloquium auf den 3. October ansetzte, dessen merkwürdiger Verlauf beim Jahre 1616 besprochen werden wird. Hier nur so viel, daß es sich trennte, ohne etwas erreicht zu haben, und der Meinungsstreit

nun um so heftiger entbrannte. Der Caplan Stuler an der St. Petri-Kirche war es besonders, der, als Lutheraner, auf das Heftigste gegen die Reformirten, und namentlich gegen die beiden Hofprediger Füssel und Finke eiferte.

Bergebens bot der sanfte, menschenfreundliche Kurfürst Johann Sigismund Alles auf, was nur in seiner Kraft stand, die tobenden Gemüther zu beschwichtigen: Nichts wollte helfen. — Ja, das Einmischen des Hofes in religiöse Zerwürfnisse erregte die Leidenschaften noch mehr und gab der Stimmung des Volkes sogar eine politische Färbung. Der Kurfürst vermied sorgfältig jede auffällige Demonstration, und selbst die Uebergabe der Hof- und Domkirche zur heiligen Dreifaltigkeit, auf dem Schloßplaze, an die reformirte Geistlichkeit, ging im Februar des Jahres 1614 ganz in aller Stille vor sich; — es blieben sogar viele Bilder, Kreuzfige und Altäre aus der katholischen Zeit, welche der prachtliebende Joachim II. für den lutherischen Gottesdienst beibehalten hatte, unversehrt an ihrer Stelle, obgleich die reformirte Gemeinde den Kurfürsten deshalb der Rauheit und Bilderdienerei anklagte.

Schwerlich wäre es auch zu einem Aufruhr gekommen, wenn der Kurfürst Berlin nicht im März 1615 verlassen und während seiner Abwesenheit der Markgraf Johann George die Statthalterschaft geführt hätte. — Dieser, ein eifriger Reformirter, ließ plötzlich am 30. März sämtliche Bilder, Schmuck und Zierrath aus der Domkirche wegnehmen, so daß nur die nackten Wände noch übrig blieben. Auch die noch vorhandenen beiden Altäre innerhalb und außerhalb des Chores, und sogar der Taufstein wurden weggeschafft, statt dessen aber ein einfacher Tisch in das Chor gesetzt.

Die Kurfürstin, welche immer noch der Augsburgischen Confession zugethan war, ließ, als sie von dieser Maßregel ihres Schwagers hörte, die sämtlichen Sachen in ein wohlverwahrtes Gemach bringen, und diese Art von Protection mochte wohl den über den Vorgang heftig ergriminten Kaplan Peter Stuler zu St. Peter veranlaßt haben, am nächsten Sonntage auf das Heftigste gegen dieses Sacrilegium, wie er es nannte, von der Kanzel zu eifern. Er entblödete sich nicht, dem Kurfürsten geradezu Vorwürfe zu machen, und schonte auch dessen Bruder, den Statthalter, nicht. Er sagte unter andern: »Willst Du reformiren, Kurfürst, so ziehe nach Jülich, da hast Du zu reformiren genug.«

Natürlich wurde diese Aeußerung und der ganze Inhalt seiner zeltischen Predigt sofort nach Hofe berichtet, und da der Markgraf

Johann George sehr geneigt war, mit Strenge gegen den aufrührerischen Priester zu verfahren, so hatte die Kurfürstin alle Mühe, ihren Schützling — denn das war Stuler — in vieler Hinsicht vor Unannehmlichkeiten zu bewahren. Doch ließ sie ihm durch einen vertrauten Diener sagen: »Welche Henker ihn geheißen, von Jülich zu predigen? Er bringe allezeit solche Sachen auf die Kanzel, die sich zum Text nicht reimten und möge sich doch vorsehen, daß er nicht solche Sachen vorbrächte, die ihm zum Unglück gereichen könnten.« — Durch diese Botschaft seiner bisherigen Beschützerin wurde Stuler doch vor den Folgen hange, die sein unbesonnenes Eifern auf der Kanzel haben könne, und er schrieb einen de- und wehmüthigen Bittbrief an die Kurfürstin, worin er sie anflehte, ihm ihren Schutz nicht zu entziehen. — Dieser Brief wurde unerbrochen zurückgewiesen und nun verwandelte sich die Keckheit des Caplans in Angst vor wohlverdienter Strafe. Er klagte dem Probst und dem Diakonus Koch, seinen Collegen, die Noth, in der er sich befand, und als er hörte, daß die Erbitterung der ganzen reformirten Gemeinde mit jedem Tage gegen ihn zunahm, bat er den Bürgermeister von Cöln, Georg Jahn, ihm eine Schutzwehr von bewaffneten Bürgern vor sein Haus zu geben, welches, da seine Frau nebenbei eine Schankwirtschaft betrieb, von Lutheranern und Reformirten viel besucht und der Kampfplatz für die streitenden Partheien war, die sich bei dem damals berühmten Bernauer Bier in confessionelle Thesen vertieften. Auch dieses Gesuch wurde abgeschlagen und Stuler lebte acht Tage in großer Angst.

Nächsten Sonntag hielt er, gegen alles Erwarten seiner streng lutherischen Gemeinde, die aller Wahrscheinlichkeit abermals eine fulminante Predigt gegen die Greuel der Reformation gehofft hatte, eine sehr zahme, nur auf den Bibeltext bezügliche Predigt, so daß er nun eigentlich niemanden zufrieden gestellt hatte. — Um sich bei denen zu entschuldigen, die ihm Vorwürfe über seine Sinnes-Änderung machten, klagte er, daß er nicht anders handeln dürfe, da ihn sonst der Markgraf Johann George verhaften und gefangen halten würde, wo ihn weder Sonne noch Mond bescheine. — Die Frau Caplanin erklärte ihren Biergästen ebenfalls das Dilemma, in dem sich ihr Mann befände, und klagte laut über die Tyrannei, welche ihr tugendhafter Gatte, der Religion wegen, erdulden müsse. Dadurch wurden die Gemüther nur noch aufgeregter, und Stuler glaubte am Besten zu thun, wenn er Berlin auf einige Zeit verliesse, bis das drohende Ungewitter sich zertheilt hätte.

Am 7. Mai nun ging er Abends nach Schöneberg und erzählte, als Begegnende ihn fragten, wahrscheinlich um seine Flucht zu entschuldigen, die Kurfürstin selbst habe ihm gerathen, sich zu entfernen, weil der Statthalter ihn unfehlbar in der nächsten Nacht verhaften lassen würde. — Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Nachricht von der Flucht des Caplans durch die Stadt, und was die vom Thore Zurückkehrenden nicht kund machten, das vervollständigte die Frau Caplanin ihren Biergästen.

Gegen 9 Uhr Abends erhob sich plötzlich ein Aufruhr, der damit begann, daß sich etwa sechs bis acht Bürger, mit Feuergewehren bewaffnet, vor des Caplans Hause aufstellten, um, wenn er zur Nacht wiederkäme, ihn vor der vom Statthalter angedrohten Verhaftung zu schützen. Natürlich machte dies Aufsehen, und es sammelte sich eine große Zahl von Bürgern, so wie, nach dem Ausdruck der Rathhäuslichen Nachricht, eine noch größere Zahl von lebigen Burschen, die, anfangs blos neugierig, durch die von Mund zu Mund gehenden, also sich auch mit jeder Minute vergrößernden, Gerüchte erhitzt wurden, sich mit Musketen, Selbarden, Korbel- und Feder-Spießen bewaffneten, das Straßenpflaster aufrißen und die Wohnung des Caplans mit Blöcken verschanzten. Auch Fahnen und Feldzeichen wurden improvisirt und gliederweise mit heftigem Geschrei mehrere Male die Brüderstraße auf und nieder gezogen, nebenbei aber dem Bernauer Bier der Frau Caplanin tapfer zugesprochen, oder, wie der Bericht sagt, »reichliche Trünke gethan«.

Daß es bei dem Marschiren und Lärmen nicht lange blieb, versteht sich von selbst — es mußte etwas zerstört werden, und dazu wurde zunächst die Wohnung des Hof-Predigers Füßel ausersehen, welcher in dem Hause des Hof-Apothekers wohnte. Man ließ es aber anfangs bei einigen Steinwürfen bewenden und drohte nur, wenn dem Stuler ein Leid geschähe, den Hofprediger mit sammt seinem Weibe umzubringen. Dann ging es vor die Wohnung des Hofpredigers Salomo Finke und vor die des Hofmedikus Dr. Sasse, denen ebenfalls die Fenster eingeworfen wurden.

Der Lärm brauste bei diesen Wanderungen der bewaffneten Menge über den Schloßplatz beim kurfürstlichen Schlosse vorüber, und als Marktgraf Johann George, der eben gegen 10 Uhr zu Bette gehen wollte, nachdem er den Abend mit dem Lesen der Passions-Predigten des Scultetus zugebracht, den Tumult hörte, setzte er sich eiligst zu Pferde. Ohne Pistolen in den Sattelholftern, nur mit einem Rapierre bewaffnet, und von acht Mann zu Pferde, sowie einigen andern

zu Fuß, begleitet, ritt er durch die Brüderstraße bis auf den Petriplatz, indem er hoffte, das Volk durch seine Gegenwart entweder zu beruhigen, oder zu schrecken.

Unterdessen waren die Tumultuanten von dem Eblnischen Rathshause her, welchem gegenüber der Hof-Medicus Sasse wohnte, ebenfalls auf den Petri-Kirchplatz zurückgekommen, und sahen nun plötzlich den Statthalter zu Pferde mit seinen Begleitern, die theils aus Trabanten, theils aus Reitknechten bestanden, am Eingange der Brüderstraße halten. Nun war es klar, der Statthalter war selbst gekommen, um den Caplan zu verhaften. So unsinnig dieser Glaube auch war, so wurde er doch bereitwillig geglaubt und die Bürger und ledigen Bursche bereiteten sich zu ernstem Widerstande. Die mit Musketen Bewaffneten legten sich hinter die, nach der Grünstraße zugehende, Kirchhofsmauer in Hinterhalt und die aufgerissenen Pflastersteine sollten den nicht Bewaffneten zum Angriff dienen.

Ganz erstaunt über die ihm unbegreifliche Aufregung der Bürger, ermahnte sie der Statthalter zu Ruhe, bat, sie möchten nach Hause gehen, versprach, daß Niemandem Leibes geschעה solle, und erbot sich sogar, wie Koltenius in seinen »Nachrichten von der Berlinischen Reformation« erzählt, er wolle sich selbst in die Hände der Bürger begeben, um ihnen zu beweisen, daß er nicht gekommen sei, jemanden gefangen zu nehmen.

Wahrscheinlich wäre alles friedlich und ruhig abgegangen, wenn das Unglück nicht gewollt hätte, daß in der Nähe des Marktgrafen und aus dem Trupp seiner Begleiter plötzlich ein Pistolenschuß fiel, der zwar niemanden beschädigte, von dem auch niemand wußte, warum oder gegen wen er gefallen, ja König sagt ausdrücklich: »daß der Schuß unglücklicher Weise und von ohngefähr losgegangen sei.«

Aber er fiel — und mit ihm wurde der Tumult zur Empörung. Es bedarf von diesem Augenblicke an nur der Schilderung, was geschah, denn wie es geschah, das lebt mit schrecklicher Frische im Gedächtniß Aller, die 1848 erlebt.

Das Volk erbrach die Kirche und läutete von St. Peter Sturm, worauf die Berliner Thürme antworteten und eine große Volksmenge aus Berlin über die Spree herbeilief, um sich den bedrohten Mitbürgern anzuschließen.

Als der Marktgraf diesen drohenden Ausbruch der Volkswuth sah, gab er es auf, durch gütliches Zureden wirken zu wollen, und ritt schnell die Straße hinauf bis vor die Wohnung des Bürgermeisters

von Eölln, Georg Jahn, den er an das Fenster rief und von ihm zu wissen verlangte, wodurch dieser Aufruhr entstanden? — Der Bürgermeister betheuerte, daß er davon nichts wisse und selbst eben so über rascht als erschrocken darüber sei. Der Markgraf glaubte ihm, bat ihn aber, heraus auf die Straße zu kommen und auch seinerseits durch gütliches Zureden dem nächtlichen Unfuge zu steuern.

Während Beide so zusammen verhandelten, waren die tobenden Haufen vom Petri-Kirchplatz die Straße herauf nachgedrungen, von der andern Seite aber die durch das Sturmläuten herbeigezogenen Berliner vom Schloßplatz herangekommen, so daß der Markgraf sich mit seinen Begleitern mitten in der Straße sehr in die Enge getrieben sah. Nun war keine Zeit mehr zu verlieren. Ein Trabant eilte in das Haus und führte den Bürgermeister, der noch im Schlafrock war, auf die Straße. Abermals ein Mißverständnis! Die Menge glaubte, man wolle den Bürgermeister verhaften und in den grünen Hut oder in die Domkeller sperren, und sogar die eigene Versicherung desselben, daß dem nicht so sei, fand keinen Glauben. Als man endlich sah, daß der Markgraf keine Anstalten machte, diese Verhaftung des Bürgermeisters zu bewerkstelligen, sondern Beide vereint der Menge immer noch gütlich zuredeten, da mußte endlich geglaubt werden, aber nur um dem noch viel schlimmeren Vorwurfe Platz zu machen: der Bürgermeister trachte nach der Gunst des Hofes, und verlasse die Parthie der Bürger.

Die heftigsten Drohungen wurden gegen den Statthalter gerichtet und ein Höcker, der an dem Einwerfen der Fenster bei Hüffel, Zinke und Sasse noch nicht genug hatte, forderte schreiend zur Plünderung des Schloffes auf. Jetzt sah der Markgraf, daß sein längeres Bleiben nur schaden und nichts nützen könne; er wendete sein Pferd, um nach dem Schlosse zurückzureiten. Da brach, um den Fürsten zu verspotten, ein furchtbares Hohngelächter und wüthendes Geschrei hinter ihm aus. So wie der Markgraf das hörte, auch einige Steine neben sich vorbeifliegen sah, hielt er wieder an, kehrte sein Gesicht den Verfolgern zu und erwartete ruhigen Blicks, was man von ihm wolle. Er that nur, was eine Erbeigenschaft der Hohenzollern ist, der Gefahr kräftig ins Auge zu sehen und persönlich Muth zu zeigen.

Er imponirte auch den Aufgeregten so weit, daß sie ihre Drohungen jetzt nur gegen den an Allem ganz unschuldigen Bürgermeister richteten und einer der bewaffneten Bürger die Waffe über seinem Kopfe schwang. Das war diesem denn doch zu viel; er verließ den noch

immer ruhig hältenden Markgrafen und rettete sich in das Haus des kurfürstlichen Secretärs Fehrer, der in dem Eckhause an der Spreegasse wohnte und aus dem Fenster dem Unfuge zusah.

Obgleich auf das Aeußerste entrüstet, blieb der Markgraf nach diesem Vorgange fast noch eine Stunde dem empörten Haufen gegenüber in der Brüderstraße, und versuchte wiederholt gütliche Ausgleichung. — Da fielen endlich ernstlich gemeinte Schüsse von beiden Seiten, und Steine flogen in allen Richtungen über das kleine Häuflein des Markgrafen hin. Die Rathhäusliche Nachricht sagt, daß durch diese Schüsse Niemand am Leben beschädigt worden sei, die handschriftliche Chronik in der Königl. Bibliothek dagegen, daß zehn Personen aus dem Gefolge des Markgrafen und drei Bürger getödtet, sonst aber Viele verwundet worden. Daß Markgraf Johann George von einem Wurfe mit einem Pflastersteine am Schenkel beschädigt wurde, ist indessen gewiß, und zwar so, daß er am andern Morgen nicht auf den Beinen stehen konnte, wovon sich der Magistrat von Berlin und Eöln selbst überzeugen konnte, da er am folgenden Morgen zum Bericht über den geschehenen Unfug nach Hofe beschieden wurde und namentlich sich verantworten sollte, warum er gelitten, daß Sturm geläutet und die Stadt-Trommeln und Fahnen vom Rathhause heruntergeholt worden wären.

Daß nach dieser offenkundig feindlichen That der Markgraf nicht länger mehr in der Straße blieb, versteht sich von selbst — er zog sich zurück auf das Schloß, sagt die eine — in ein kurfürstliches Haus in der Brüderstraße, sagt die andere Nachricht.

Nun mußte etwas zerstört werden, ohne dergleichen wäre es ja nicht gegangen! — Kriüster erzählt:

»Wie nun Ihre Fürstliche Gnaden mit demselben Comitatz nach solchem Schießen abgezogen und sich nach Hofe hinwiederumb begeben, was auch unter dem Hauffen von Bürgern gewesen, nach Hause gelauffen; So ist der andere Pöbel alsobald auf obgedachten Priesters M. Fusselii Logement zugeloffen, daselbe schrecklich gestürmet, die Haußthür offen bekommen, darin übel hausfret, und viel an Büchern, Silber und anderem Vorrath daraus diebisch entwendet.«

Füssel schildert in einem Briefe selbst diese Scene der Zerstörung und sagt, daß seine Bibliothek nur durch den Schutz eines rechtschaffenen Bürgers gerettet wurde, welcher den Plünderern die seltenen Bücher wieder aus den Händen riß. Er behauptet auch, daß unter den Stür-

menden sechs Meuchelmörder gewesen wären, die alle Winkel des Hauses nach ihm durchsuchten, und ihn durchaus tödten wollten, sonst aber bei der Plünderung und Zerstörung selbst sich nicht betheiligten. Füssel war mit Frau und Kindern hinten über die Dächer benachbarter Häuser geflüchtet und hatte all' sein Hab und Gut zurückgelassen, so daß er am nächsten Sonntage in einem Unterkleide und grünen Camisol auf der Kanzel erscheinen mußte, worüber er einstweilen einen geliehenen Mantel trug.

Erst als das Werk der Zerstörung vollständig beendet war — gegen 4 Uhr Morgens — kehrte die Ruhe in die Stadt zurück.

Am andern Morgen kam der Kurfürst von seiner Reise zurück, und war tief betrübt über das Geschehene. Zwar wurde eine strenge Untersuchung angeordnet — das Resultat war aber, bei dem sanften und versöhnlichen Charakter des Kurfürsten Johann Sigismund, eine fast völlige Straflosigkeit der Tumultuanten. Nur der Magistrat erhielt einen Verweis, daß er während und nach dem Tumulte die Thore der Stadt nicht habe schließen lassen, was schon nach jedem gewöhnlichen Diebstahl seine Pflicht gewesen wäre, so daß sogar zwölf Handwerksburschen mit ihren Bündeln, die sie nicht, wie sonst, offen, sondern unter ihren Mänteln versteckt getragen, auf einmal und ohne alles Befragen aus der Stadt gelassen worden.

Damit war die Sache abgemacht! —

Außerdem verlangte der Kurfürst, daß dem unmittelbar nach dem Aufruhr in die Stadt zurückgekehrten Stuler von Magistrats wegen untersagt werden sollte, künftig Bernauer Bier zu schenken und Gäste zu setzen, was ohnehin einem Prediger nicht wohl anstehe.

1616.

Ein vereiteltes geistliches Colloquium.

Dr. Martin Luther sagt in einem seiner Kraftsprüche: »Setzet nur 12 vernünftige Männer — von denen jeder Einzelne etwas Gescheutes machen würde, zu einem Colloquio zusammen und gebet wohl Acht, es kommt etwas recht Dummes zum Fürschein!« — Durch einen seltsamen Druckfehler findet sich dieser Ausspruch an anderen Orten insofern verändert, als statt »Colloquio« das Wort »Collegio« zu lesen ist und ich kann nicht mit Gewißheit behaupten, ob darin nur Zufall, oder Bosheit, — oder aber Menschenkenntniß des Setzers und Correctors — sich ausspricht. Sei dem, wie ihm wolle — die Erfahrung hat auch nach dem Tode Luthers die Wahrheit dieses Ausspruches bestätigt, ja sogar die Berichtigung jenes Druckfehlers in ein vollkommen unzweifelhaftes Licht gesetzt. Luther meinte damit vorzugsweise geistliche Colloquia, jener Druckfehler politische Colloquia.

Da es aber nicht meine Aufgabe ist, die Geschichte colloquirender Versammlungen zu schreiben, so liegt dasjenige, was angeblich aus einem solchen Colloquio an und für sich vernünftiger Männer zum Fürschein kommen soll, für diesmal außerhalb der Betrachtung und wir haben es nur mit dem 1616 für den 16. Januar in Berlin angelegten geistlichen Colloquio zu thun, welches Kurfürst Johann Sigismund in der Absicht ausgeschrieben hatte, um eine Art von Abkommen und Einigkeit zwischen den heftig entbrannten Parteien der lutherischen und reformirten Geistlichkeit herbeizuführen. Es kam zwar nicht zu Stande — giebt doch aber immer eine gute Gelegenheit für eine »Berlinische Erinnerung«.

Der nach der Erwerbung von Cleve erfolgte Uebertritt des Kurfürsten Johann Sigismund zur reformirten Kirche hatte in verschiedenen märkischen Städten nicht allein Unzufriedenheit und heftige Streitigkeiten, sondern auch offene Widerseßlichkeiten herbeigeführt.

Wo von Unzufriedenheit, Streitigkeit und Widersetzlichkeit in den Marken die Rede ist, versteht es sich wohl von selbst, daß die Hauptstadt den Reigen führt und allerdings steigerte sich auch bei dieser Gelegenheit das Geschrei und nebst diesem das Schimpfen auf eine maßlose Höhe, namentlich leisteten die damaligen Führer, die Herren Geistlichen, darin das Unglaubliche. Zunächst glaubte man ziemlich allgemein, daß der Kurfürst keineswegs aus Ueberzeugung die verhaßte Calvinische Lehre angenommen, sondern um sich dadurch seinen neuen Unterthanen in Cleve, dann aber den Holländern angenehm zu machen. So handgreiflich unwahr diese Beschuldigung ist, so fand sie doch in dem 1628 erschienenen »großen pommerschen Kirchen-Chronikon« von Cramer Aufnahme und findet sich sogar in mehreren Geschichtsbüchern ohne weitere Anmerkung als fait accompli. Daß es kein besonderer Akt von Staatsklugheit gewesen wäre, wenn der Kurfürst den neu erworbenen kleineren Gebiets-theilen zu Liebe die Stimmung der alten Provinzen und selbst der damals noch neuen Erwerbung Preußens verlegt hätte, welche letztere gerade in entschiedener Majorität nichts von der reformirten Religion wissen wollten, liegt auf der Hand. Eine Religionsveränderung um dem Kleineren das Größere zu gewinnen, ist wohl, wie in Sachsen, aus sogenannter Staatsklugheit schon vorgefallen. Dadurch aber auf die Entschließung und den Beistand der holländischen Regierung influiren zu wollen, ist schwerlich dem Kurfürsten in den Sinn gekommen. Daß Hollands Beistand für die Behauptung Cleves eine Nothwendigkeit war, ist allerdings gegründet, denn der Pfalzgraf von Neuburg hatte sich den Spaniern ganz in die Arme geworfen, seit er katholisch geworden, so daß dem kurbrandenburgischen Ansprüche auf Cleve von Spanien her große Gefahr drohte. Was hätte der Kurfürst überhaupt wohl damit erreicht, da selbst in Cleve der kirchliche Streit noch lange nicht entschieden war, obgleich die Majorität sich dort für die reformirte Lehre entschieden hatte. Läßt man aber diese äußerlichen Gründe noch ganz bei Seite, so finden sich Andeutungen genug in dem Leben des Kurfürsten selbst, um den Uebertritt zur reformirten Lehre als eine Sache der Ueberzeugung zu erkennen. Schon im 21. Jahre seines Alters, als Kurprinz, hatte er seine Neigung zu den Calvinischen Lehrsätzen ausgesprochen, so daß sein Vater, Joachim Friedrich, ihm 1593 eine Verschreibung vorlegte, in welcher er sich verbindlich machen mußte, nichts in Religionsachen zu ändern. Diese Verschreibung ist später oft genug von den lutherischen Geistlichen dem Kurfürsten zum Vorwurf gemacht worden, so daß es um so unerklärlicher

wird, wenn dieselben Gegner die Besignahme Cleves als den Grund des Uebertrittes angeben. Als 1610 Markgraf Ernst sich öffentlich zur reformirten Religion bekannte, nachdem es schon bei Lebzeiten Joachim Friedrich's heimlich geschehen sein soll, wofür indessen mir kein Beweis bekannt geworden ist, that Johann Sigismund nichts dagegen, billigte das Verfahren seines Bruders, und gab dadurch nicht undeutlich zu erkennen, daß er selbst diesem Beispiele wohl auch einmal folgen könne.

Vernunftgründe sind aber bekanntlich bei leidenschaftlicher Erregung etwas sehr Unnützes. Das Geschrei in Berlin tobte also ganz munter fort, und wie gewöhnlich eine zur Herrschaft gelangte Partei viel unbuldsamer ist, als die von ihr gestürzte, so wütheten denn die lutherischen Geistlichen gegen den Kurfürsten und seinen ganzen Hof, weil er die Teufelslehre Calvin's, diesen Inbegriff aller Gottlosigkeit, Bosheit und Teufelei, angenommen, und Calvins Schriften ja gefährlicher wären, als der »heidnische Koran«, oder der jüdische Talmud. Daß diese Streitigkeiten nicht lange nur auf der Kanzel blieben, sondern bald auf die Straße und in das Bierhaus gelangten, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung; daß es aber dort nicht bei Redensarten und Schimpfworten blieb — diese Erscheinung läßt sich sogar in weiter vorgeschrittenen Jahrhunderten auffinden. Das liebe »Prügeln, Steinwerfen und dem Hund alle Knochen im Leibe entzweischlagen« war auch damals schon im Schwange und wenn die reformirten Prediger es kaum wagen durften, anders als auf dem Wege aus ihrem Hause bis in die Kirche, auf den Straßen zu erscheinen, so ging es den lutherischen Predigern, welche in das allgemeine Schimpfen nicht einstimmen wollten, auch nicht viel besser und es wurde ihnen abwechselnd ein Schimpfwort oder ein Stein zugeworfen, je nachdem das zu werfende Individuum in seinen Lebensansichten schattirte. Die Wuth der zugewanderten Handwerksgefallen war besonders gegen den Hofprediger Salomon Fink aufgeregt worden, und schon am 13. October 1613, wo noch kein öffentlicher reformirter Gottesdienst stattgefunden, war die damalige Domkirche Zeuge eines pöbelhaften Auftritts, aus dem eben so leicht auch noch mehr hätte werden können. Unmittelbar nach der Predigt Fink's und noch während er das »Vater Unser« betete, stürzte eine Masse Handwerksburfschen in die Kirche und riefen dem erschrockenen Geistlichen zu: »Komm herab, du Calvinischer Pfaffe, wir wollen dich steinigen!« Dabei schlugen sie mit den Steinen zusammen, die sie draußen auf-gelesen hatten und drohend in den Händen hielten, daß alle Zuhörer angstvoll die Kirche verließen. Bekanntlich führte damals noch

eine hölzerne Gallerie unmittelbar aus dem kurfürstlichen Schlosse in den Dom. Ueber diese eilte der Küster, um Hülfe zu holen und es gelang den so herbeigeilten Trabanten, den erschreckten Hofprediger sicher aus der Kirche zu geleiten.

Wo der Streit mit solchen Mitteln geführt wird, da kann er nicht anders als gewaltsam entschieden werden und mußte endlich jenen Aufruhr im Jahre 1615 herbeiführen, der ebenfalls zwei räthselhafte Schüsse, Barrikaden und sonstiges Zubehör aufzuweisen hat, also auch schon »mal dagewesen ist«. Wäre dieser Terrorismus von Seiten der dazu aufgepredigten Handwerksburschen nicht geübt worden, so würde das Beispiel des Kurfürsten eine ungleich zahlreichere Nachahmung gefunden haben, denn der Zeloten-Eifer der lutherischen Prediger hatte bereits den größten, namentlich aber den besten Theil der Bürger gerade günstig für die reformirte Lehre gestimmt. So aber nahmen an der ersten öffentlichen Communion der neuen reformirten Gemeinde in der Domkirche am ersten Weihnachtstage 1613 nur 55, und an der zweiten, am ersten Osterfeiertage 1614, nur 74 Personen Theil, von denen noch der größte Theil zum Hofgesinde gehörte. Beide Male theilten die Hofprediger Füßel und Fink das Abendmahl aus. Kaum war dies aber geschehen, so fuhren auch die lutherischen Prediger von der Kanzel mit einer wahrhaften Wuth gegen die frechen Neuerer los und entblödeten sich sogar nicht, den Kurfürsten, seine Familie und Rätthe geradezu öffentlich mit den gemeinsten Schimpfnamen zu belegen, wie sie denn doch heut zu Tage coram populo nicht mehr so ganz gebräuchlich sind. Wo die Kanzel nicht ausreichte, mußte die Schrift nachhelfen, und so ist denn gerade diese Zeit unglaublich reich an Streit- und Schmähschriften auf kirchlichem Gebiete. Namentlich zeichnete sich hierin der Dompropst Simon Gedike und der Archidiaconus Willich an St. Petri aus, und wurden, da weder Ermahnung noch Drohung half, endlich von ihren Aemtern aus Berlin entfernt, was sie freilich als Märtyrer erscheinen ließ und die Massen nur noch mehr aufregte. Um diesem heftigen Sturm wenigstens in etwas entgegenzuwirken, berief der Kurfürst den kurfürstlichen Hof-Prediger und Professor zu Heidelberg, Dr. Abraham Scultetus, nach Berlin, und dieser wirkte von der Kanzel nach Möglichkeit, um die irrigen Vorstellungen der Berliner von den Lehren und den kirchlichen Gebräuchen der Reformirten zu berichtigen und zu beweisen, daß Dr. Martin Luther eigentlich durch seine Schriften Alles gebilligt, was die Reformirten beanspruchten. Gleichzeitig verfaßte er auch die merkwürdigste der in jener Zeit

erschienenen confessionellen Streitschriften, die schon unter dem Titel: »Neue Zeitung von Berlin in zweyen Christlichen gesprechen zweyer Wandersleute, Hanns Knorren und Benedikt Haberecht, von dem jetzigen Zustande zu Berlin. Allen und jeden Warhafftigen Lutheranern in der Margt Brandenburg zum unterricht Gestellt, durch einen vertriebenen Pfarrern Paulum Rihnstol« Seite 4 erwähnt wurde und die dort ebenfalls erwähnten Repliken und Dupliken in ihrem Gefolge hatte. Vorzugsweise leidenschaftlich und eines Geistlichen unwürdig traten der kurfürstliche Ober-Hofprediger Dr. Matthias Hoe aus Hoeneegg und der Professor Leonhard Sutter in Wittenberg auf, die geradezu auf das Schamloseste logen, nur um ihren Feinden wehe oder Schaden zu thun. Der Letztere erzählt unter Bethuerung der Wahrheit, daß sich die beiden kurbrandenburgischen Hofprediger Jüffel und Jink wegen des Beichtpfennigs, den sie bei der ersten Communion empfangen, nicht vertragen können, sich in die Haare gerathen wären und bei dem Raufen sich »tapfer um die Köpfe geschlagen« hätten; eine Lüge, die sogar der Magistrat von Berlin in einem Schreiben an den Kurfürsten nach bestem Wissen widerlegte.

Bei der mit jeder Kanzelrede und Flugschrift sich steigern den Heftigkeit des Streites wußte der Kurfürst, dessen sanftem und versöhnlichen Charakter alle Gewaltthätigkeit zuwider war, gar nicht mehr, was er anfangen sollte, um die Gemüther zu beschwichtigen, und uneingedenk des Luther'schen Ausspruches, wegen des »zum Fürscheinkommens einer Dummheit«, glaubte er die Sache heizulegen und die Geistlichkeit beider Bekenntnisse zu einer Verständigung zu bringen, wenn er ihnen eine Gelegenheit böte, sich einmal offen gegeneinander auszusprechen zu können. Er schrieb daher ein »Colloquium« zu glimpflicher Unterredung der Berliner Prediger beider Bekenntnisse auf den 19. Januar 1616 im Schlosse zu Berlin aus, und ließ jeden Einzelnen dazu einladen. Colloquiren sollten nur die Berliner, zum Zuhören aber so viele Prediger zugelassen werden, als in den kurfürstlichen Landen nur Lust dazu hätten. Es zeigt sich in dieser Anordnung des Kurfürsten eine große Weisheit und Localkenntniß, denn wenn es auch nicht ausdrücklich festgesetzt worden wäre, daß die Berliner allein reden, alle andern aber nur hören sollten, so würde die einfache Praxis und örtliche Angewohnheit auch ohne Vorschrift dasselbe Resultat hervorgebracht haben und zuverlässig kein anderer zu Worte gekommen sein. Sofort beriethen die Herren Colloquenten, natürlich jede Partei für sich, was in dieser Angelegenheit zu thun sei, und

die Lutheraner schrieben nach Wittenberg, damals einer Art von Centralgewalt in kirchlichen Dingen, um sich zu erkundigen, wie sie sich in diesem gefährlichen Dilemma zu verhalten hätten, denn, kam es zu einer öffentlichen Besprechung, so mußte nothwendig zunächst die Phalanx von Lügen fallen, welche gegen die Beweggründe und Absichten des kurfürstlichen Hofes, sowie gegen das eigentlich Wahre der reformirten Lehre aufgethürmt worden war. Die Antwort von Wittenberg war, man möge nur einstweilen Schwierigkeiten machen und Forderungen stellen, von denen man wisse, daß der Kurfürst sie nicht erfüllen könne oder wolle. Das geschah denn auch nach Kräften, während es gleichzeitig wieder die heftigsten Schmähchriften von Sachsen aus regnete, die dem Kurfürsten Schuld gaben, er wolle die lutherische Confession mit Gewalt ausrotten. — Namentlich tauchte der Wittenbergische Hofprediger Hoe v. Hoenegg seine Feder in Gift und Galle, so daß der Kurfürst nach der Heftigkeit des Widerstandes die Unmöglichkeit einer Verständigung voraussetzte, der Berliner Geistlichkeit zwar einen ernstlichen Verweis gab, daß sie sich erst fremden Rathes in Wittenberg über eine Sache erholte hätte, in der doch nur sein Befehl etwas gelten könne, — doch wolle er ihnen noch längere Frist zum Nachdenken und gegenseitigen Erkennen geben, um dadurch klar vor aller Welt zu zeigen, daß er nicht auf seinem Kopf bestehe und zu jeder versöhnlichen Maßregel die Hand biete. Demgemäß setzte er das Colloquium nun auf den 3. Oktober desselben Jahres fest, und hoffte, daß er nicht nöthig haben werde, dann mit landesherrlichem Ernste einschreiten zu müssen.

Die Aufregung unter den Geistlichen hatte sich, da alle dergleichen Dinge damals ohne weiteres auf der Kanzel abgehandelt wurden, sehr begreiflich auch den Gemeinden mitgetheilt, und es kam in mehreren märkischen Städten, wenn auch nicht zu offenem Aufruhr, so doch zu erheblichen Unruhen. Der Kurfürst wollte dieser sich wie eine ansteckende Krankheit verbreitenden Aufregung nicht sogleich mit aller Kraft entgegentreten und versuchte es, auf demselben Wege dagegen zu wirken, den die Widersacher eingeschlagen, nämlich durch die Presse. In seinem Auftrage schrieb der Landeshauptmann Thomas v. d. Kneisebeck einen:

»Einfältigen Bericht, wie sich jedes Christliche Herz, insonderheit aber Unterthanen, gegen ihre Obrigkeit, welche etwa veränderter Religion beschuldigt wird, verhalten solle,«

der in Berlin gedruckt, Seite 5 bereits erwähnt wurde.

Wohin sind die Zeiten, in denen dergleichen »Einfältige Berichte« noch für wirksam gehalten wurden! und Landeshauptleute sich noch mit beruhigender Literatur beschäftigten! Colloquia sind seit jener Zeit in den verschiedensten Formen häufiger geworden, aber landeshauptmannschaftliche Influenz- und Besänftigungs-Schriftstellerei hat wesentlich nachgelassen.

(Spener'sche Zeitung vom 18. Januar 1855.)

1619.

Kurfürst Johann Sigismund legt die Regierung nieder.

Eine eigenthümliche Begebenheit beschäftigte am 22. November 1619 die kurfürstliche Residenzstadt Berlin. Man sah nämlich den durchlauchtigsten Kurfürsten und Herrn, Johann Sigismund, in einer Sänfte das Schloß verlassen, von wo er sich nach der Poststraße in das Haus seines Kammerdieners, Anton Frehtag — (jetzt Nr. 4.) tragen ließ. Das wäre nun an und für sich nichts besonders Merkwürdiges gewesen; denn seit der Kurfürst im Juni des Jahres 1619 aus Preußen zurückgekehrt war, hatte er wiederholt in dem Hause seines Kammerdieners und Lieblings geschlafen, und zwar aus Furcht vor der Erscheinung der »weißen Frau«, die sich verschiedene Male im Schlosse hatte sehen lassen.

Diesmal war es aber nicht das schon gewohnte Nachtquartier, wohin sich der Kurfürst begab, sondern das Verlassen der kurfürstlichen Residenz nach der, am Mittage des genannten Tages erfolgten feierlichen Niederlegung der Regierung in die Hände seines Sohnes George Wilhelm.

Die Nachricht von diesem in der brandenburgischen Geschichte unerhörten Vorgange hatte sich mit unglaublicher Schnelligkeit in der Stadt verbreitet und die Bürger haufenweise auf dem damaligen Domplatz, auf der langen Brücke und in der Georgen- (jetzt Königs-) Straße versammelt, weil man nicht wußte, ob man dem Gerücht glauben sollte, bis der, Nachmittags unmittelbar nach Beendigung der feierlichen Abdikation, erfolgende Auszug des Kurfürsten ihnen den Glauben in die Hände gab.

Johann Sigismund war im December 1618 zu Königsberg vom Schlage getroffen worden, und hatte, allen Anstrengungen der Aerzte ungeachtet, seit jener Zeit den vollen Gebrauch seiner gelähmten Glieder nicht wieder erhalten. Müde an Geist und Körper, sehnte er sich nach

Ruhe, weil er sich den drohend am politischen Horizonte aufsteigenden Gewitterwolken, die sich später im dreißigjährigen Kriege entluden, nicht mehr gewachsen fühlte.

In Danzig, wo er sich auf der Reise nach Berlin einige Tage aufgehalten hatte, um auszuruhen, starb ihm sein Liebling und unzertrennlicher Begleiter, der Zwerg Justus Bertram. Lange Gewohnheit hatte dem Kurfürsten die Unterhaltung dieses eben so gescheuten als ihn erheitern den Kleinen Mannes zu einem Bedürfnis gemacht, und als er starb, sah der Kurfürst dies für einen Vorboten auch seines nahen Lobes an. Vergebens suchte man ihn von diesem traurigen Gedanken abzubringen. Tiefe Betrübniß und Niedergeschlagenheit verließen ihn bis zu seinem eigenen Tode nicht mehr.

Die Leiche des Zwerges wurde einbalsamirt und hinter dem Wagen des Kurfürsten her bis nach Berlin gefahren, wo ihn sein Herr im Dom beisetzen ließ, was Buchholz, der gewissenhafte Geschichtschreiber, »etwas zu übertrieben« nennt. Ist der Sarg des Zwerges Justus Bertram bei dem Bau des neuen Doms nicht mit dorthin transportirt worden, so ruht seine Leiche wahrscheinlich noch jetzt unter dem Pflaster des Schlossplatzes, da, wo sonst die Domkirche gestanden.

Trotz aller Vorstellungen der Kurfürstin Anna, Tochter des Herzogs Albrecht Friedrich von Preußen, des Kurprinzen George Wilhelm selbst und seiner treuen Rätthe, blieb Johann Sigismund bei dem, schon im September 1619 ausgesprochenen Entschluß, die Regierung niederzulegen, und versammelte dazu außer den zum Hofe gehörigen höchsten Beamten des Kurhuts, auch viele bedeutende und einflußreiche Männer jener Zeit, weil, bei der Ungewöhnlichkeit des Vorganges, eine genaue Beobachtung der Form wohl um so nothwendiger erscheinen mußte. Außer der Kurfürstin und dem Kurprinzen war die zwanzigjährige Prinzessin Maria Eleonora, später die Gemahlin Königs Gustav Adolph von Schweden, die siebenzehnjährige Prinzessin Katharina, später Gemahlin Bethlen Gabor's, Fürsten von Siebenbürgen, der sechszehnjährige Markgraf Joachim Sigismund, später Heermeister zu Sonnenburg, als zur kurfürstlichen Familie gehörig, anwesend. — Von den übrigen anwesenden Personen läßt sich als wahrscheinlich annehmen, daß der 76jährige, ehrwürdige Bernd von Arnim, Hauptmann zu Grambow und Seehausen, Kanzler Dr. Friedrich Pruckmann, die Geheimen Staatsrätthe Pistorius und beide Köppen, Vater und Sohn, Arnolt von Rehgger, der Kanzler zu Cüstrin, Johann von Bentendorf und besonders Jacob von Arnim, als Geheimer Rath, Ober-Stall-

meister, Ober-Kämmerer und Ober-Hofmarschall nicht gefehlt haben werden.

Auffallend genug ist es, daß die Nachrichten von diesem jedenfalls merkwürdigen Vorgange so ungemein dürftig vorliegen, da es doch für die vaterländische Geschichte von der höchsten Bedeutung wäre, zu wissen, unter welchen Formen und Bedingungen die Uebertragung der Regierung geschah. Freilich nahm der kaum vier Wochen später erfolgende Tod Johann Sigismund's der Begebenheit das Interesse, und die eigenthümlichen Verhältnisse, welche hätten entstehen können, wenn der damals erst 47 Jahr alte Kurfürst von seiner Krankheit wieder hergestellt worden wäre, und vielleicht noch längere Zeit gelebt hätte, entstanden eben nicht, weshalb wohl der Abdikation bisher nur ziemlich flüchtig in unseren Geschichts-Büchern erwähnt worden ist, und nur bei Gelegenheit des Todes des Kurfürsten als kurze Notiz hinzugefügt wird.

Für unsere Vorfahren muß es ein sonderbares Schauspiel gewesen sein, so den geliebten fürstlichen Herrn den Wohnsitz seiner Ahnen verlassen und durch die Wahl seiner künftigen Wohnung seinen Rücktritt in das Leben eines Privatmannes auch durch die äußere Erscheinung deutlich und unwiderruflich andeuten zu sehen.

Wie war der brandenburgische Kurhut seit der Ankunft des ersten Hohenzoller'schen Fürsten in den Marken gewachsen: in Königsberg und Cleve gehorchte man schon den aus Spandau, Cüstrin und Berlin kommenden kurfürstlichen Befehlen, und Bernstein wie Rheinwein gehörten bereits zu den Landes-Produkten — der letzere war freilich wenig besser, als der auf den märkischen Weinbergen gewonnene. Hätten die unseligen Religions-Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Reformirten nicht die Regierung des Kurfürsten getrübt, so wäre sie eine der glücklichsten in der langen Reihe Hohenzoller'scher Fürsten gewesen.

Mit welchen Gefühlen mag der Kurprinz George Wilhelm, als er auf dem Schlosse zurückblieb, der Sänfte nachgesehen haben, in welcher sein kranker Vater über die lange Brücke getragen wurde, und in der vom Volk durchwogten Georgenstraße verschwand. Er sollte das schwere Amt übernehmen, das sein Vater, als zu schwer, niederlegte. Er, der bis zu diesem Augenblick der Sohn, der erste Diener seines fürstlichen Vaters gewesen, war nun Oberhaupt der Familie, und der eigene Vater sein erster Unterthan.

Dem ausziehenden Herrn folgte die Gemahlin und seine unmittelbar persönliche Dienerschaft. Die Prinzen und Prinzessinnen, die Be-

amteten und die Hof-Dienerschaft blieben im Schlosse zurück und fragten nach den Befehlen des neuen Herrn, welche wenige Stunden vorher nur der Vater hatte geben können. — Liebe, Treue und Entfagung zogen mit der Sänfte Johann Sigismunds; Ehrgeiz, Interesse, Hoffnung und Vaterlandsliebe blickten auf George Wilhelm, der sinnend im Schlosse seiner Ahnen zurückblieb, die kommenden Zeiten erwägend, die unserm Vaterlande und unserer Vaterstadt wahrlich kein Glück bringen sollten.

(Spener'sche Zeitung vom 22. November 1847.)

1619.

Der Tod Kurfürst Johann Sigismunds.

Eben erst begleiteten wir die Sänfte, in welcher der Kurfürst Johann Sigismund am 22. November vom Schlosse, wo er die Regierung in die Hände seines Sohnes George Wilhelm niedergelegt, sich in das Haus seines Kammerdieners Freitag Poststraße Nr. 4., tragen ließ. — Krank, schwer gelähmt und müde betrat er es, um es lebend nicht wieder zu verlassen, denn am 23. December 1619, dem Vorabende des heiligen Weihnachts-Festes, Nachmittags um drei Uhr, starb er in dem Hinter-Simmer des Erdgeschosses, gegenwärtig eine vielbesuchte Konditorei. — Zunächst der früheren Eingangs-Thür in das hohe, nur vom Hofe her Licht empfangende Simmer befindet sich, ungefähr vier Fuß vom Boden entfernt, eine Metall-Tafel in die Wand eingemauert, die auf schwarzem Grunde folgende lateinische Inschrift trägt:

Anno Christi 1619 Mense Decembri, Die 23, Hora
3 Vesp. Illustrissimus Princeps ac Dominus, Dominus Io-
hannes Sigismundus Marchio et Elector Brandenburgens-
sis, Prussiae, Iuliae, Cliviae, Montium Dux. In Praesentia
illustrissimae Electorissae Conjugis, Filii Primogeniti
Successoris Ejusq Dilectissimae Conjugis, Filiarum item
Trium Electoralium nec non Multorum Aliorum Consi-
liariorum intimorum ac Ministrorum Fidelissimorum.

Ipsissimo hoc in Loco:

post superatas Mundi hujus Molestias, Animam Deo red-
didit, cum vixisset in his terris annos 47, Mensem unum,
dies quatuor.

Subjectissimae Gratitudinis et Sempiternae Memoriae
ergo in Notitiam Posteritatis, harumque Aedium Singula-
rem ac indelebilem Gloriam hac qualiquali inscriptione Ori-

chalco Signata locum hunc notari curavit Possesor hujus
domus tunc Temporis demortuique Johannis Electoris
Beatissimae Recordationis

Cubicularius intimus
Anthonius Freytag
ejusque Uxor
Anna Steinfelderin.

Zu Deutsch:

Im Jahre Christi 1619, den 23. des Monats December
um 3 Uhr Nachmittag, ist der Durchlauchtigste Fürst und Herr,
Herr Johann Sigismund, Markgraf und Kurfürst zu Branden-
burg, Herzog in Preußen, Jülich, Cleve und Berg, in Gegen-
wart Ihrer Durchlauchten der Kurfürstin, Seiner Gemahlin,
Seines ältesten Sohnes und Nachfolgers und dessen geliebtester
Gemahlin, ingleichen dreier Kurfürstlichen Prinzessinnen, wie
auch vieler anderer Geheimer Rätthe und getreuer Diener

Auf eben dieser Stelle

nach überstandenen Mühseligkeiten dieser Welt in Gott verschied,
da er auf Erden gelebt hatte 47 Jahre, 1 Monat, 4 Tage. Aus
unterthäniger Dankbarkeit und zum beständigen Andenken, zur
Wissenschaft der Nachkommen und zur besonderen und unaus-
löschlichen Ehre dieses Hauses hat diesen Ort durch die auf dieser
messingenen Tafel ausgedruckten geringen Aufschrift bezeichnen
lassen der damalige Besitzer dieses Hauses und des verstorbenen
Kurfürsten Höchstseligen Andenkens,

Geheimer Kammerdiener

Anton Freytag
und dessen Ehefrau
Anna Steinfelderin.

Der freundlichen Zuborkommenheit des Herrn Apotheker Behrich,
1847 Besitzers dieses Hauses, verdanke ich aus den Haus-Alten die
Abschrift und Uebersetzung der Aufschrift, die sich in dem alterthümlichen
und dunklen Zimmer nur mit Mühe lesen läßt.

Ein eigenthümliches Gefühl beschleicht den Beschauer an der Stelle,
wo der Großvater des großen Kurfürsten, der edelsinnige, ritterliche Johann
Sigismund gestorben. In diesem damals noch engen, halb dunklen, ver-
bauten Raum umstand die Kurfürstliche Familie das Sterbebette des
Gatten und Vaters, der freiwillig dem Kurhute entragt, nachdem er
ihn mit der Herzoglichen Krone von Jülich, Cleve und Berg geschmückt,

der die vaterländischen Marken in einem verhältnißmäßig blühenden Zustande hinterließ, und die lange Reihe glücklicher Regenten schloß, unter denen Brandenburg keine so schwere und verhängnißvolle Zeit erlebt, als sie nun unter George Wilhelm durch den 30jährigen Krieg beginnen sollte.

Johann Sigismund war »ein Herr von stattlicher Leibesgestalt« und Bildnisse von ihm zeigen deutlich die Hohenzollersche Familien-Ähnlichkeit. Bei seiner Geburt am 8. November 1574 zu Halle erschien ein Stern in der Cassiopäa, woraus man ihm ein glückliches Leben und eine glückliche Regierung prophezeihete, welche Prophezeihung auch im Großen und Ganzen eingetroffen ist, obgleich es nicht an Wirren und schwierigen Verhältnissen während seiner Regierung gefehlt hat.

In allen Leibes-Übungen wohl erfahren, war er ein besonders guter Schütz, wie die Verse von Taubmann, welche Cernitius aufbewahrt hat, beweisen. Als er nämlich die Schwester der Kurfürstin Anna, Braut des Markgrafen Christian, über Leipzig nach Franken begleitete, schoß er mit einer Büchse eine weiße Lerche aus der Luft, welche Begebenheit Taubmann besungen.

Die einzigen Fehler, die unsere Geschichtsschreiber ihm vorwerfen, waren seine Sike, welche ihn zu heftigen Aufwallungen verleitete, und »einige Liebe zum Wein«, durch welche er seiner Gesundheit geschadet, so daß auch der Schlaganfall, den er in Preußen erlitt, dieser Neigung zugeschrieben wird. — Sonst war er »gelehrt, staatsklug, großmüthig, milde, standhaft in seinen Entschlüssen, munter in Geschäften, wachsam über den Vortheil seines Hauses, aber auch entschlossen in seinen Bestimmungen«.

Was an der Meinung wahr ist, daß nicht sowohl die Furcht vor der weißen Frau im Schlosse, als vielmehr die Neigung zu der blonden Frau seines geheimen Kammerdieners ihn veranlaßt habe, das Haus desselben so oft zu besuchen, muß dahingestellt bleiben. Wahrscheinlich hat der Umstand, daß die Kammerdienertliche Uxor, geborene Steinfelberin, auch ihren Namen auf jene Metallplatte setzen ließ, Veranlassung zu diesem Verdachte gegeben, der sich sonst nirgend bestätigt findet, obgleich zu dieser Unterschrift keine bringende Nothwendigkeit abzusehen ist. Wäre dieser Verdacht gegründet, so würden sich, wie über Joachim II., auch über Johann Sigismund irgendwo Andeutungen finden, die darauf schließen ließen. Auch widerspricht dem die Gunst, in der Anton Freitag bei George Wilhelm gestanden, da er von diesem zum Amts-Rath und Oberförster ernannt wurde. — Das Haus in

der Poststraße, welches nach Nicolai's Vermuthung auf derselben Stelle steht, wo das im vierzehnten Jahrhundert gebaute Rathhaus gestanden, war schon früher von Freitag als schößpflichtiges Bürgerhaus angekauft und im Jahre 1614 in der noch jetzt vorhandenen Form ausgebaut worden.

Von diesem Jahre ist auch die kurfürstliche Befreiung des Grundstücks von allen bürgerlichen Lasten, oder die Erklärung zu einem Freihause. Das Dokument selbst ist zwar nicht mehr in den Haus-Alten, wohl aber eine Urkunde des großen Kurfürsten vom Jahre 1642, in welcher diese Verleihung Johann Sigismunds vollständig bestätigt wird:

»Daß er Krafft dieses Offenen Briefes dasselbe Haus allstets
»und »»Zu ewigen Zeiten«« aller Schöße, Verpflichtungen,
»Contributionen, Steuerung, Einquartirung und aller anderen
»Onerum, wie die jezo seyn, und immer namen haben oder
»hiernezt etwa Uffkommen können oder mögen allerdings, durch-
»auß ganz frey besitzen, genießen und gebrauchen solle und möge.«

Die weiteren urkundlichen Bestätigungen bei jedem Regierungswechsel sind ebenfalls bei den Haus-Alten vorhanden, und sogar, als 1739 der hintere, nach der Spree zu belegene Theil des Grundstücks abgezweigt und mit dem Hause Burgstraße Nr. 4 besetzt wurde, auf dieses übergegangen, so daß es dieselben Rechte, wie das ältere, besitzt.

Jedenfalls gehört dies Haus zu den geschichtlich interessantesten unserer Vaterstadt, an das sich auch außer dem Tode eines Landesherrn mannigfache Erinnerungen knüpfen. Daneben war früher die 1565 eingerichtete kurfürstliche Münze und das erste Opern-Theater in Berlin, von dem unsere Berlinischen Nachrichten später noch einmal sprechen werden. Zur Zeit Friedrichs des Großen ist es unter dem Namen des Aschenbornschen Hauses bekannt. Später besaß es der Apotheker Tiefensee, dann der General-Major und Director der Telegraphie, von Dezel, dann die Apotheker Solzmann und Bernhard, von welchen letzteren es der Apotheker Beyrich gekauft hat. — 1767 finden wir es »Gasthaus zum König von Pohlen« genannt. Auch giebt Küster in seinem »Alten und Neuen Berlin« noch speciellere Nachrichten davon.

Noch einmal stehen wir vor der Gedenk-Tafel und versetzen uns in jene Zeit, wo die kurfürstliche Familie dort das Bett des Sterbenden umstand. — Wie verschieden waren die Schicksale der fürstlichen Personen, die hier vereinigt so kummervolle Augenblicke durchlebten! — Zuerst die Kurfürstin Anna, die keine Liebe zu ihrem Sohne, — seit vier Wochen dem Oberhaupte der Familie, Georg Wilhelm, hatte, ihm die Erbfolge

in Preußen und Cleve zu Gunsten seines jüngeren Bruders erschwerte, und endlich, durch die selbst begünstigten Religionswirren vertrieben, nach Schweden fliehen mußte. Dann George Wilhelm, schon seit vier Wochen im vollen Besitze der landesherrlichen Gewalt, mit bösen Aussichten für die Zukunft vor sich. Seine Gemahlin Elisabeth Charlotte von der Pfalz, die Schwester des unglücklichen Königs von Böhmen; Prinzessin Anna Sophia, 21 Jahr alt, die früher dem Pfalzgrafen von Neuburg, Wolfgang Wilhelm, zur Braut bestimmt war und ihn liebte. Als aber ihr Vater bei einer Zusammenkunft in Düsseldorf ihrem Bräutigam in der Heftigkeit eine Ohrfeige gegeben, ging die Heirath zurück und sie mußte den Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel heirathen, mit dem sie in einer sehr unglücklichen Ehe lebte, bis der Tod sie von ihm trennte. Sie starb in tiefer Schwermuth den 19. December 1650 zu Schöningen. Dann die zwanzigjährige Prinzessin Maria Eleonore, später die Gemahlin Königs Gustav Adolph von Schweden und Mutter der berühmten Königin Christina von Schweden. Auch sie starb schwermüthig 1655 in Insterburg, wohin sie wegen heftigen Zwistes mit den schwedischen Reichs-Ständen 1640 geflüchtet war. Dann die siebenzehnjährige Prinzessin Catharina, welche im Jahre 1626 mit Bethlen Gabor von Siebenbürgen vermählt wurde, nach dessen Tode in tiefes Elend gerieth, 1639 den Herzog Franz Carl von Sachsen-Lauenburg heirathete und 1649 starb. Der sechszehnjährige Prinz Joachim Sigismund, der Liebling der Mutter und von dieser zum Erben Preußens und der Rheinischen Herzogthümer bestimmt. Er wurde 1624 Heermeister zu Sonnenburg, starb aber ein Jahr darauf an der Abzehrung, nachdem er mit seinem Bruder George Wilhelm durch die Intriguen der Mutter in schweren Mißhelligkeiten gelebt.

Wer denkt heut zu Tage wohl daran, wenn er die treffliche Conditorei von Boretius besucht, welche Personen am 23. Dezember 1619 dort vereinigt waren, wer diese Schwellen angstvoll betreten und traurig verlassen, und wohin ihre Lebenswege von hier aus gegangen. Siebenbürgen, Stockholm, Insterburg, Schöningen — nach allen Himmelsgegenden sollten sie aus einander stäuben, theils ein frühzeitiges, theils ein kummervolles Grab finden, und die Meisten unter ihnen keine Erinnerung in den Marken und für die Marken zurücklassen, als jene Messing-Gedenktafel in dem Hause Poststraße Nr. 4.

1620.

Engländer vor Berlin.

Berlin hat schon mehrere Male historisch nachzuweisende Anfälle von Selbennuth und heftiger Bertheidigungslust gehabt, ist aber zu recht eigentlich eklatanten Kriegsthaten nie gekommen, sondern stets nach einigem Aufflackern zu einer Passivität des Widerstandes gelangt, der ein erfreuliches Vorurtheil für die friedliebenden und schonenden Neigungen seiner Bewohner erweckt. Eine der interessantesten und durchweg charakteristischsten Begebenheiten dieser Gattung erfüllte im Juni 1620 die allerdings gerade damals etwas haufälligen Mauern Berlins mit entsetzlichem Getöse.

Es klingt allerdings etwas sonderbar: »Engländer vor Berlin!« aber die Sache ist doch so, und zwar gab mir »Sebaldi Breviarium historicum« die erste Spur von diesem wunderlichen Faktum, denn Ehren-Sebalbus sagt dort, auf der 256. und 257. Seite, daß am Dienstage nach Pfingsten des Jahres 1620, 1400 englische Kriegsvölker durch Brandenburg gezogen, welchen die Stadt Beelitz 3 Tonnen Bier und für 40 Silbergroschen Brot nach Runersdorf schicken mußte. Vierzehn Tage nach Pfingsten zogen schon an die 3000 Engländer doppelgleichen durch Spandau, welche sich — nach Sebaldi Ausdrucksweise — anfangs ziemlich schäfern, am Ende aber für die Mark ziemlich wölfisch erwiesen. —

Wir sind im Beginn des 30jährigen Krieges, und da, zu jener Zeit, das Erfaß- und Aushebungs-Geschäft noch nicht ganz so geordnet war, als gegenwärtig, so wurden die Werbungen etwas zwangloser betrieben, als dies jetzt gebräuchlich ist. Unter andern hatte sich der König von Böhmen, Friedrich, an seinen Schwiegervater, den König Jakob I. von England, gewandt, um von diesem eine Unterstützung an Kriegsvölkern für Böhmen zu erhalten. Dieser aber unterdrückte seine etwaigen schwiegerväterlichen Regungen aus politischen

Rücksichten, und gestattete nur, daß ein gewisser Oberst Andreas Grey auf eigene Hand ein Hülfscorps anwarb, welches sich vorzugsweise aus den Gefängnissen verschiedener englischer Graffschaften rekrutirte. Ob erwähnter Herr Andreas Grey ein wirklicher Oberst war, oder nur so ungefähr dazu gekommen ist, läßt sich in dem Rebel der Zeiten nicht ganz deutlich erkennen. Fast scheint es aber, als wäre es mit den Avancements-Verhältnissen jenes Obersten Grey doch nicht so ganz richtig gewesen. Die Werbungen fanden im Anfange des Jahres 1620 statt und lieferten eine ganz erkleckliche Anzahl von Abenteurern, nach und nach circa drittehalbtausend Kerle — die wie Shakespeare von der Armee Sr. John Falstaffs sagt — »so breit gingen, als hätten sie die Fußeisen noch zwischen den Beinen oder als wären alle Galgen in England abgeladen worden. Kerle, mit denen selbst Falstaff nicht durch Coventry marschiren wollte, sondern seinem Lieutenant Barbolph befohl, sie hinten um die Stadt herum zu führen, entlassene Hausknechte, jüngere Söhne jüngerer Brüder, rebellische Kellner und bankerotte Bier-schenker, der ganze Krebschaden einer ruhigen Zeit und eines langen Friedens«. Eine Kompanie, von der Sir John gesteht, daß er von anderthalb Hemden in derselben nothbürftig Kenntniß habe, das halbe bestehe aus einem Tischtuch, welches rasch zusammengenäht wie eine Heroldschaube über die Schulter geworfen war, und das ganze Hemde war, um die Wahrheit zu sagen, einer rothnasigen Schankwirthin in Daintry gestohlen. Solches Volk brachte nun auch Colonel Grey zusammen, verquidte es mit 400 jungen adeligen Abenteurern, die vom Kriege Gewerbe machten, gleich viel für wen und gegen was und würzte diese Mischung mit 61 Offizieren, von deren Lebensläufen auch nichts Näheres bekannt geworden ist, die sich aber ahnen lassen.

Diese echte Freischaar landete im Monat Mai an den Gestaden der Elbe, mit der Absicht, sich, wie die Bande des Räubers Moor, Hochgeboren, in die böhmischen Wälder zu begeben. Die Gemeinen zeichneten sich durch Abwesenheit jeder Art von Bewaffnung aus, weil die englische Staatskunst jener Zeit in dem Ausrüsten bewaffneter Zuzüge, wenn auch in schwiegerväterlichen Absichten, noch etwas nicht ganz Passendes erblickte. Colonel Grey hatte ihnen die Bewaffnung in Deutschland zugesagt, und es läßt sich nicht bezweifeln, daß diese heitere lebenslustige Schaar gewiß soziale Mittel gefunden haben würde, sich in den zeitweisen Besiß von dergleichen, zur Tödtung dienenden Instrumenten zu setzen, denn für den nicht sozialen, sondern regelmäßigen Ankauf fehlte es an Geld! Nur die Abligen und Offiziere hatten

Schwerdter, sonst wurde der Marsch dieser ebenso auserlesenen als auf-gelesenen Truppe auf keine Weise durch Bagage oder Armeefuhrwerk gehindert, denn jeder Einzelne konnte von sich sagen: »Omnia mea mecum porto!« Ja es mögen Individuen darunter gewesen sein, die nicht allein sagen konnten: Ich trage all das Meinige mit mir, sondern sogar Verschiedenes, was ursprünglich Anderen gehörte. Kein Wunder, daß sich sofort die Elbe entlang und durch ganz Niederdeutschland ungünstige Gerüchte über diese »Vertheidiger des evangelischen Glaubens gegen das Papstthum« — so nannten sie sich! — verbreiteten, und man nirgends eine geradezu unbezwinglich zu nennende Sehnsucht nach ihnen empfand. Da eine eigentliche Magazin-Verpflegung damals nicht eingerichtet war, so verlegten sich die geschätzten Fremdlinge auf das Requisitionssystem, worin sie bald eine so unglaubliche Virtuosität entwickelten, daß die Herzoge von Mecklenburg ihr Landvolk aufboten, die Grenzen besetzten und den »Vertheidigern des evangelischen Glaubens« ergebenst den Durchzug verweigerten. Diese scheinbar unfreundliche mecklenburgische Gesinnung fand auch, außer der eigentlichen Verproviantirungs-Methode, in einer pestartigen Krankheit ihren Grund und Entschuldigung, welche unter den Engländern herrschte, und machte, daß ganze Dorfschaften vor ihrer Annäherung in die Wälder flohen.

Da Mecklenburg auf seiner Ansicht von der Unzweckmäßigkeit des Durchmarsches beharrte, so bewegten sich die kampfburstigen und verpflegungshungrigen Engländer an dem linken Elbufer entlang, durch die Lüneburger Heide bis nach Lenzen, wo sie die Marken betraten; ihre erfreuliche Ankunft wurde sofort an das Geheime Raths-Kollegium in Berlin gemeldet, welches während der Abwesenheit des Kurfürsten Georg Wilhelm, als Statthalterschaft in den Marken fungirte und allerdings nicht recht wußte, was es mit diesem Besuche anfangen sollte, denn die Sache hatte unstreitig allerlei bedenkliche Seiten, welche der Kanzler Pruckmann, Vorsitzender dieses Geheimen-Raths-Kollegii, sehr wohl erkannte und darüber fast täglich an den Kurfürsten berichtete, welche, von Cosmar zuerst benutzten Berichte, die verlässlichste Quelle für den ganzen, früher von keinem Geschichtschreiber der Mark ausführlich behandelten Vorgang bilden.

Der politische Haken der Sache lag in dem doppelt verschwieger-ten Verhältniß König Friedrichs mit dem Kurfürsten Georg Wilhelm und dem Könige von England. Georg Wilhelm hatte eine Schwester König Friedrichs, Elisabeth Charlotte von der Pfalz, und dieser eine Tochter Jacob I. zur Gemalin, also mußten die Engländer durch

die Marken nach Böhmen gelassen werden. Der Kaiser wird diese Unterstützung seines, also des Reichsfeindes, des böhmischen Königs sehr übel vermerken und sich später dafür ohne Zweifel an den Marken, sowie an den darin wohnenden Geheimen-Räthen rächen. Die Engländer mußten also nicht durch die Marken gelassen werden. Aber die Engländer waren reformirter Religion, der Kurfürst und die Geheimen Rätthe waren es auch, und durch den Beistand, den Friedrich fand, war Aussicht vorhanden, daß zuerst ein mächtiges Regentenhaus in Deutschland für den reformirten Glauben etwas thun könne. Also mußten die Engländer durch die Marken marschiren. Aber die Märker waren in überwiegender Mehrzahl streng orthodoxe Lutheraner, und wollten durchaus nichts von irgend einer Forderung der Reformirten hören, waren auch, wie wir aus den Vorgängen der Jahre 1613, 14 und 15 wissen, leicht zu einem eventuellen Aufrührchen geneigt, wenn es ihnen vorkam, als ob die Behörden irgend wie denen reformirten »Satan-Kindern und reformirten Teufelsbraten« einen Vor Schub angebeihen ließen. Die Engländer durften also nicht durch die Marken marschiren.

Dies waren die rein politischen Bedenken; es gab aber auch noch andere, welche nach jetziger Abzweigung in das Ministerium des Innern und der Polizei — Abtheilung für Freizügigkeit und Ausweisungen — gehören und in weiterer Entwicklung mit dem Institute der Gendarmerie in innige Berührung getreten sein würden. In erster Linie stand hier die erfahrungsmäßig wirklich auffallende Formlosigkeit dieser Engländer in Anschaffung, oder vielmehr in Beitreibung der für den Lebensunterhalt nöthigen Rohstoffe, sowie auch bereits bearbeiteter Gegenstände. Diese Formlosigkeit verließ zu sehr gegen jeden geordneten, landbräthlichen Geschäftsgang und gegen jeden vorschriftsmäßigen Instanzenzug, als daß die geheimen Rätthe, bei aller ihrer sonstigen Vorliebe für die Engländer, nicht hätten einen Konflikt befürchten sollen. Hatten die Märker doch wenige Wochen früher eine Erfahrung gemacht, die ihnen die Lust an allen Durchzügen, zu militairischen sowohl, als reformirten Zwecken vertrieb. Es war nämlich ein Regiment des Herzogs Wilhelm von Weimar auf seinem Wege aus den Niederlanden nach der damals noch böhmischen Lausitz durch die Marken marschirt und hatte demselben geheimen Raths-Kollegio in Berlin feierlich versprochen, alle seine Bedürfnisse baar zu bezahlen. In dieser schönen aber täuschenden Hoffnung hatte man den Einzug des Regiments erlaubt und dieses bezahlte auch wirklich, freilich nicht baar, sondern in Waaren, Utensilien und allerlei Lebensbequemlichkeiten. Um dies zu

können, plünderten sie aber jedesmal ein Dorf des Morgens, um Abends in einem anderen Dorfe durch Tauschhandel die Berliner Geheime Raths-Bedingungen erfüllen zu können. Auch hinsichtlich des Vorspanns verfuhr dieses Regiment nicht ganz reglementsmäßig; erstens gehörten nicht weniger als 300 Bauerwagen dazu, um Alles zum Regimente Gehörige oder erst kürzlich von demselben Erschwungene nachzufahren, und dann kam es vor, daß, als die schon böhmische Stadt Lübben den Truppen ihres eigenen Landesherrn die Thore nicht öffnen wollte, sondern lebhaft wünschte, daß das reformirte Militair draußen bleibe, das Regiment darüber ergrimmt und diesen Grimm zunächst an den bis über die lausitzer Grenze mitgeschleppten 300 märkischen Vorspann-Bauerwagen in so fern ausließ, als es dieselben verbrannte, wobei zu erwähnen sein dürfte, daß wahrscheinlich die Regiments-Bagage von den Wagen erst abgeladen wurde. Wenigstens würde ein solches Abladen vor dem Verbrennen nicht unvorsichtig gewesen sein.

Satte aber ein disciplinirtes Regiment sich schon dergleichen Vernachlässigungen kriegsartikulistischer Lebensregeln zu Schulden kommen lassen, was sollten die Märker erst von einer undisciplinirten Freischaar erwarten, selbst angenommen, daß sie gegen den Papst zu kämpfen bereit war? — Denn so viel wußte man, zur englischen Aristokratie oder auch nur zu den Grundbesitzern gehörten die Leutchen nicht. Also durften die Engländer nicht durch die Marken gelassen werden.

Während man im Geheimen Raths-Kollegio das pro et contra mit Hingebung erwog, fand sich der böhmische Abgeordnete v. Wansheim bei demselben ein, und suchte, wie alle Abgeordneten, in wohlgelegter und eindringlicher Rede auf die staatskünstlerische Entschließung desselben einzuwirken, indem er auf das verschwägerte Verhältniß mit England und Böhmen hindeutete, und sogar einige Worte von der Verpflichtung der Geheimen Rätthe des reformirten Kurfürsten von Brandenburg gegen die Bestrebungen der reformirten Hülfsstruppen fallen ließ. Diese fallengelassenen Worte hob das Kollegium auf und beauftragte den Geheimen Rath v. Bellin, welcher des Englischen bis zum Sprechen mächtig war, sich in die Gegend von Venzen zu begeben, um den Durchzug so unschädlich als möglich zu machen. v. Bellin berichtete nun von dort an den Kanzler Pruckmann, und der Kanzler wieder an den Kurfürsten, aus welchen letzteren Aktenstücken Cosmar seine Kenntniß der Vorgänge überhaupt geschöpft.

Anfangs scheinen sich die ungeladenen Gäste ziemlich anständig benommen zu haben. Als v. Bellin nach Venzen abgereist war, meldete

der Kanzler dem Kurfürsten zwar: »Ich wollte, daß die Fremden erst vorüber wären; der gemeine Haufe, aus Haß gegen die Religion (so nannte man damals vorzugsweise das reformirte Bekenntniß) geht knurren und murren, daß man sie nicht ebenso, wie in Mecklenburg abgetrieben.« Dann aber schreibt er nach den ersten Berichten v. Belins, daß man nicht die geringste Klage über die Engländer vernehme. Sie hätten zwar allerdings die Seuche, welche man ihnen Schuld gäbe, aber das leugneten sie auch gar nicht, und meinten, sie hätten dieselbe bekommen, weil sie des widrigen Windes halber lange auf der See gewesen, daher meistentheils nichts zu essen und gar keinen Platz zum Sitzen und Liegen gehabt hätten. Wie sie denn nun an das Land gekommen wären, hätten sie sich allzu geschwinde mit Speisen überfüllt, wovon viele krank geworden, auch einige gestorben wären. Diese habe man hin und wieder in den Wäldern begraben, so daß sie keinen Schaden mehr anrichten könnten. Es wären wohl noch so viele krank, daß 60 Wagen zum Fortschaffen derselben erforderlich wären, worunter auch der oberste Befehlshaber, aber diese würden es auch wohl nicht mehr lange machen.

Nach einigen Tagen werden die Berichte indessen schon etwas trüber gefärbt, weil das bereits erwähnte Verproviantirungssystem Gelegenheit zu Mißverständnissen gab; das heißt Mißverständnissen, insofern man nach der Berechtigung zu gewaltsamer Wegnahme von Lebensmitteln oder nach der dafür zu leistenden Entschädigung fragte, denn über das Faktum selbst war kein Mißverstehen möglich! — Man merkt den Pruckmann'schen Berichten zwar an, daß sie die Vorgänge so viel als möglich zu beschönigen versuchen, doch müssen sie zugeben, daß bereits ein großes Herein-Flehnen, oder Flüchten, nach Berlin stattfindet, daß die Ruppin'sche und Havelländische Ritterschaft *ex propriis* aufsitzen ließe und die Dorffschaften aufständen, um die Verpflegung zu reguliren. Dazu kam noch, daß unter den Fremden selbst nationale Zwistigkeiten stattfanden, indem zwar alle in dem Bestreben übereinkamen, die Bauern zu prügeln, dann aber, wenn dies zu allgemeiner Zufriedenheit besorgt war, sich untereinander prügeln und zwar vorzugsweise die Engländer mit den Schotten, diese mit den Walisern und alle drei mit den Irländern, wodurch mit der Zeit ein etwas gespanntes Verhältniß zwischen diesen Nationalitäten, anderseits auch viel Leben und Unterhaltung in ihrem Zusammensein eintrat. Es traf sich, daß die aufgefessene Ritterschaft mit ihren Knechten gerade zu einer Zeit bei den geschätzten Gastfreunden eintraf, als diese im Amte *Belita*

beschäftigt waren, sich gegenseitig von den Vorzügen ihrer respectiven Nationalitäten mit solcher Behemeng zu überzeugen, daß bereits 27 vollständig Ueberzeugte todt auf dem Kampfsplatze lagen. Verwundert sahen die Brandenburger dieser Beschäftigung zu, als der Oberst Grey auf sie zugesprengt kam und dringend bat, man möge einstweilen alle Ideen einer Regulirung der Verpflegung fahren lassen und lieber die Debattirenden durch einen Ordnungsruf mit eventuellem Niederreiten oder Niederschlagen stattfinden lassen, auf welche Ansicht die Ruppiner sowohl als Havelberger Ritterschaft einging oder vielmehr einritt. — Die Ritterschaft stellte dem Obersten Grey das Zeugniß aus, daß er prompte Justiz halte, da er sofort einige zu heftig für ihre Nationalität Schwärmende in Eisen legen ließ und als Gefangene weiter mit sich führte, damit sie bei nächster Gelegenheit feierlich gehängt werden könnten.

Unter einer Ehren-Eskorte von Lehnpsferden gelangten die neuen Kreuzfahrer nun bis nach Spandau, wo sie einige Tage rasteten und dann ihren Weg weiter fortsetzten.

Ihre Ankunft in Spandau rief indessen in Berlin eine außerordentliche Aufregung hervor, und dies hatte folgende Bewandniß. Wir haben schon erzählt, wie im Jahre 1615 in Berlin ein Aufruhr stattgefunden, bei dem es weder an Mißverständnissen, den zwei obligaten räthselhaften Schüssen, Barrikaden, noch all' dem wüsten Treiben gefehlt, welches sich auch von späteren Perioden registriren läßt; — wir haben erzählt, daß der Markgraf Johann George, damals in Abwesenheit seines Bruders Johann Sigismund, Statthalter der Mark, durch Steinwürfe verwundet wurde, so daß er am andern Morgen nicht auf den Beinen stehen konnte, und die Berliner müssen sich wohl seit jener Zeit nicht viel Gutes gegen den Markgrafen Hans Jürge bewußt gewesen sein, denn kaum war die Nachricht von der Ankunft jener Engländer in der Nähe Berlins bekannt, so hieß es auch: »Kinder, Hans Jürge kommt von Jägerndorf, nimmt die Engländer nach Berlin und will uns für die Steinwürfe von damals exemplarisch züchtigen! Kommt er über uns, so geht es uns schlimm. Darum wollen wir auflaufen!« —

Je toller, je widersinniger dergleichen Gerüchte sind, je leichter finden sie bei der Masse Glauben; es gab Zusammenläufe auf den Straßen, auf den respectiven Bierbänken wurden vernichtende Reden gehalten und eine welthistorische Begebenheit schien sich vorbereiten zu wollen. Kanzler Pruckmann ließ die beiden Syndici von Berlin und

Köln zu sich entbieten, las ihnen die Berichte des v. Bellin vor, das heißt die ersten, nach welchen die Engländer keinen Menschen beleidigten, sondern nur einen auffallenden Appetit hatten. Wenn die Magistrate es aber dahin bringen wollten, daß diese unbegreifliche Aufregung der Bürger sich lege, so wolle er versprechen, daß diese englisch-böhmischen Gäste gar nicht durch die Stadt, sondern um dieselbe herum marschiren sollten, wogegen aber auch jener erwähnte Appetit bereitwillig befriedigt werden müßte. Während dies verhandelt wurde, hatten die Bürger jedoch bereits die sämtlichen Stadtthore geschlossen und nur das Gertraubtsche offen gelassen, dies aber mit 15 Mann der todesmuthigsten »Eives« besetzt. Dies geschah am 29. Juni. Als aber am 30. die Engländer von Spanbau aufbrachen, um in Tempelhof und den dort umliegenden Dörfern Quartier zu beziehen, da rasselte die Värmtrommel durch die Straßen und Ungeheuerliches stand in Aussicht. Kanzler Pruckmann schickte sogleich nach dem Syndikus von Köln, welcher sich in lobenswerther magistratuallischer Vorsicht mit Leibesschwachheit entschuldigen ließ und nicht kam. Auch die anderen Herren, die eigentlich wohl von selbst hätten kommen sollen, kamen nicht, dagegen kamen ganze Haufen von Bürgern mit allerlei Stoßfängen, Gewehren und Sturmzeug, die sich in so fern unangenehm vor der Wohnung des Kanzlers machten, als sie schriegen: Hans Jürge wollte ihnen ihre lutherische Religion mit Gewalt nehmen und die reformirten Engländer auf sie loslassen! Eine Rampe befand sich damals vor der Wohnung des Kanzlers nicht, konnte also auch nicht abgebrochen und demolirt werden, ein wesentliches Unterscheidungszeichen dieses Berlinerischen Putsches gegen spätere dieser Art.

Auch an einer Art von provisorischen Regierung fehlte es nicht. Die Bürgerschaft hatte sofort aus ihrer Mitte und mit Uebergehung des Magistrats, einen Ausschuß gewählt, der sich auch in so fern permanent erklärte, daß er Tag und Nacht zusammen blieb und zwei Ausschlossene mit der Leitung der Berliner Volkswehrkraft beauftragte. Von diesen beiden, leider nicht genannten Anführern schreibt der Kanzler an den Kurfürsten: »Die Wache in Köln war von zweien angeführt, die ihrer Lebtag wohl keinen todten Menschen im Felde gesehen. Da war ein Trommelschlagen, Plagen und Schießen auch Schreien in beiden Städten die ganze Nacht durch, daß ihrer wohl wenige dieselbe Nacht werden geschlafen haben. Denn es war Alles besoffen, was da war! — Da hätte man wohlgeschossene Musketiere sehen sollen! Der eine schoß die Bunte mit hinweg, dem andern entfiel der Labesteffen,

dem dritten die Forchett, dem vierten versagte die Muskete zwei bis dreimal, der fünfte steckte die Nase gar in den Armel, wenn er schießen wollte: gleich den Mönchen, Pfaffen und Jesuiten, die vor etlichen Jahren zu Paris passatim gingen. Die damals geschossen hatten, konnten zu keiner Ladung wieder kommen, also voll waren sie. — Die Pike-niere trugen ihre Piken auch gar musterlich, zu geschweigen, daß sie solche sonst zu gebrauchen sollten gewußt haben; Summa: man hat nur lauter Schimpf gehabt! — Das beste davon war, daß sie uns, die wir von der Religion waren, ob sie unserer ansichtig wurden, einen dermaßen freundlichen Anblick gaben, als wollten sie uns gleichsam auf-fressen. — Wie es des Morgens 3 schlug, liefen sie von der Wache ganz ungeberdig weg und die wiederum an die Wache treten sollten, waren nicht vorhanden. Da rannte der Kerl über eine Stunde herum und machte auf dem Kalbsfell ein Gerassel, ehe er andere wieder zu Hause bringen konnte. Eine andere Rotte dagegen, 70 Personen stark, so gar nicht aus Bürgern gewesen, hat sich da hinten auf dem Werder zu Hausen rottirt und haben die ganze Nacht auf dem Dudelbei (Dubelsack) spielen lassen, auch eine Wagenburg von Lächerwagen um sich geschlagen und ein übergroßes Plagen und Schießen getrieben, dadurch auch Ew. Durchlaucht junges ungetauftes Herrlein (der große Kurfürst, 6. Februar 1620 geboren) zwier in der Wiegen ziemlich erschreckt worden, daß leicht ein anderer Unrath daraus entstehen können. Ich glaube, daß der Teufel dieses zuvörderst gesucht habe. Auch haben Ew. Durchlaucht Mutter und Gemahlin Klage deshalb geführt.«

Der ganze Lärm dauerte 3 Tage und die Bürgerschaft mochte meinen, diese furchtbaren Sicherheitsanstalten auch noch länger mit derselben Vehemenz fortzusetzen. Dem Geheimeraths-Kollegio wurde die Sache aber endlich zu viel und der Bürgermeister von Cölln wurde vorgefordert, um ihm zu eröffnen, daß die beiden Städte nur gefälligst bald mit dem Lärm aufhören möchten, da es ja aller dieser Anstalten gar nicht bedürfe, und der Ruhm, den sie von diesen Wachen davon trügen, gar schlecht sein möchte! Dem Bürgermeister von Cölln mochte das einleuchten, und der Magistrat legte sich endlich in das Mittel. Die gewöhnliche Verordnung wegen der Lehrlingen, Fremden und verschlossenen Hausthüren wurde erlassen, und Cölln beruhigte sich in so weit, daß nur hin und wieder noch ein heroischer Schuß aus den Häusern geschah. In Berlin wollte sich aber der einmal erwachte Geist todesmuthigen Widerstandes nicht so bald geben, und der Skandal mit Dubelsäcken, Schießen und freihheitlich-schreienden Meinungsäußerun-

gen dauerte in anerkennungswerther Gesinnungstüchtigkeit noch fort, bis Kanzler Pruckmann sich auch den dortigen Bürgermeister Martin Pasche langte und ihm vorstellte, daß die Kurfürstin mit sammt dem jungen Herrlein von Berlin wegziehen und dann auch der Kurfürst seine Residenz wohl wo anders hin verlegen könnte, wo dann Berlin den Schaden haben würde. Dies scheint Herr Martin Pasche begriffen zu haben, und er that nun seinerseits alles Mögliche, um seine Bürger wirklich zu meistern, daß sie sich doch endlich zur Ruhe geben möchten, da Hans Jörgе noch in Jägerndorf sei, gar nicht daran denke, nach Berlin zu kommen und die Steinwürfe von 1615 zu rächen, und daß endlich die Engländer in Tempelhof weder Blutdurst noch Rachehunger, sondern nur ganz gewöhnlichen Hunger, dagegen aber ungewöhnlichen Durst empfänden u. s. w. u. s. w. Zureden hilft und half endlich auch hier, man gab sich und dämpfte das kriegerische Feuer. Nur bestanden die Bürger darauf, daß die bewaffneten Mannschaften an den Thoren mit gerührtem Spiel abziehen sollten, da sie mit gerührtem Spiel aufgejogen waren. Besonders heftig urgirte dieses Verlangen ein Bereiter mit Namen Lorenz, der überhaupt eine Art von Volkstribun gewesen zu sein scheint. Um nur mit dem heillosen Lärm und Spektakel zu Ende zu kommen, bewilligte man das gerührte Spiel, und so erfolgte denn die Oeffnung der Thore und der Abzug, nachdem die bewaffneten Bürger mit Trommeln bis vor das Rathhaus gezogen und doch noch ein paar Mal, trotz des ernstlichen Verbotes ihre Röhre abgebrannt hatten. Der Kanzler sah auch dieses Schluß-Standal mit an und berichtet an den Kurfürsten: Ich habe so viel gesehen, daß ich nimmer glaube, daß weder in Schimpf noch Ernst mit diesen Leuten fortzukommen ist!

Während Alles dies in der Stadt vorgegangen war, waren die Engländer in Tempelhof, Brix und Schöneberg in großer Angst darüber, was denn das furchtbare Schießen und Trommeln hinter der Mauer bedeute? Die Berliner fürchteten sich vor den Engländern, die Engländer aber vor den Berlinern. Daß sie indessen nicht in die Stadt gelassen werden würden, merkten sie doch wohl aus den Umständen und setzten, nachdem das Landvolk sie auf Befehl des Geheimraths-Kollegii gut verpflegt, ihren Marsch über Köpenick nach dem Spreewalde und der Lausitz fort. Von der Seuche und Nationalansichten bezimirt, einzeln auch wohl von den Bauern todtgeschlagen, gelangten nur wenige von diesem englischen Zuge nach Böhmen, wo sie die Schlacht am weißen Berge mitmachten, in dieser aber gänzlich aufge-

riehen wurden, so daß man später nirgends mehr eine Nachricht oder auch nur eine Spur von ihnen findet.

Der Kurfürst scheint übrigens nicht besonders erbaut von dem Tumulturen der Berliner gewesen zu sein, denn er machte dem Geheimraths-Kollegio allerlei verbrießliche Vorwürfe deswegen, sagt aber doch: Weilen es ohne Schaden abgegangen ist, so wolle er für diesmal dissimuliren; hiernach werde es die Zeit schon geben, solche muthwillige Buben zur Strafe zu ziehen.

Auffallend ist es aber, daß die merkwürdige Erscheinung des Durchzuges einer so bedeutenden Menge von Engländern durch die Marken von keinem unserer sonst so minutieusen Chronisten auch nur erwähnt worden ist, so wie absolut keine andere zugängliche Quelle von jenem dreitägigen Putzsch in Berlin berichtet, als die von Cosmar eingesehenen Original-Berichte des Kanzler Pruckmann im Geheimen Staats-Archiv, die aber eben nicht Jedermann zugänglich sind.

(Spener'sche Zeitung vom 23. November 1854.)

1620.

Ein vertriebener König in Berlin.

»Die Staatsflugheit bemengt sich nicht gern mit ohnglücklichen Fürsten!« sagt Buchholz bei Gelegenheit der Ankunft des in der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag geschlagenen Friedrich, Königs von Böhmen und Kurfürsten von der Pfalz, in Berlin; und es scheint diese »sich nicht bemengende Staatsflugheit« in der am 17. Dezember 1620 gehaltenen Conferenz der kurfürstlichen Statthalterschaft für die brandenburgischen Marken vorgeherrscht zu haben. — Wo diese Conferenz eigentlich stattgefunden, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen, in dessen kann man sie sich immerhin im kurfürstlichen Schlosse denken, und wird schwerlich irren: denn noch hieß der spätere Schwarzenbergische Palast, an der Brüderstraßen-Ecke, nicht die Statthalterei, was wahrscheinlich daher kommen mochte, weil Graf Schwarzenberg damals noch nicht Statthalter war; ein Schluß, der zwar kühn, aber doch nicht ganz ungerechtfertigt erscheint.

Der Kurfürst George Wilhelm war zur Annahme der Huldbigung in Preußen, wohin die in Berlin zurückgebliebene Statthalterschaft über alle Vorkommenheiten berichtete, und, am 17. Dezember 1620 zu berichten hatte, daß die Königin von Böhmen, Schwester Ihrer Durchlaucht der Frau Kurfürstin, glücklich in Cüstrin angekommen wäre. — Dieser Bericht trägt nun an und für sich selbst den Charakter einer angenehmen Familien-Nachricht. Die Verhältnisse aber, unter denen er concipirt und auch vielleicht mündirt wurde, lassen zwischen den Zeilen dieser angenehmen Familien-Nachricht allerlei Bedenklichkeiten derjenigen Staatskunst herauslesen, welche sich nicht gern mit ohnglücklichen Fürsten bemengt.

Friedrich, König von Böhmen und Kurfürst von der Pfalz, durch seine Schwester, die Prinzessin Elisabeth Charlotte von der Pfalz, mit unserem Kurfürsten George Wilhelm verschwägert, floh nach der

verlorenen Schlacht am weißen Berge (den 8. November) zuerst nach Breslau, wo er aber nicht lange Schutz fand, und von dort unter dem 25. November an die in Berlin zurückgebliebene kurfürstliche Statthaltertschaft schrieb: daß seine Gemahlin Elisabeth, geborne Prinzessin von Großbritannien, mit Veibesfrucht gesegnet sei, und ihre Niederkunft in Cüstrin oder Spandau abzuhalten wünsche. In diesem Schreiben war zwar erwähnt, daß sie dies auf ihre eigenen Kosten zu thun gedenke, indessen scheinen die kurfürstlichen Rätthe Dr. Friedrich Pruckmann, von Dieskau und Belling, sowie der Statthalter Adam Gans Eder von Puttlitz, die Etymologie des Wortes erwähnen, welches unzweifelhaft von »Wahn« oder »Wähnen« abwurzelt, gekannt, oder doch wenigstens geahnet zu haben, da nach verlorenen Schlachten es mit dem Aufenthalt auf eigene Kosten nicht allein in Cüstrin oder Spandau, sondern auch in allen anderen Städten ein eigenes Ding ist.

Die unmaßgebliche und gehorsamste Antwort der Statthaltertschaft führt daher zunächst an:

1. daß die Kurfürstin Elisabeth Charlotte gar nicht in Berlin, sondern mit dem Kurfürsten in Preußen sei, daher, wenn der König oder dessen Gemahlin auf ein Wiedersehen derselben gerechnet hätten, diese Hoffnung leider weder in Spandau noch in Cüstrin erfüllt werden könnte;

2. daß die Pest von Danzig her in die Marken eingeschleppt worden wäre, so daß der Aufenthalt in Cüstrin und Spandau nicht anzurathen sei;

3. daß in Spandau kein Gemach vorhanden wäre, welches gegenwärtig für ein fürstliches Zimmer ausgegeben, oder gehalten werden könne, weil nämlich gerade daran gebaut würde, überdies Spandau nur fünf Meilen von der sächsischen Grenze entfernt läge;

4. daß Cüstrin auf der Front läge, und durch Hülfе des Eses von einem aus Polen oder der Ober-Lausitz davor rücken wollenden feindlichen Corps leicht überrumpelt werden könne;

5. daß weder zu Kölln an der Spree, noch in Cüstrin, so viele Tappereien vorhanden wären, um damit ein Gemach für die königliche Kindbetterin zu bekleiden;

6. daß sie endlich ohne besondern Befehl ihres Landesherrn dem Besuche des (geschlagenen) Königs nicht willfahren könnten, und selbst wenn dieses erfolgte, sie sich weder zu rathen noch zu helfen wüßten. — Schließlich verfehlt die Statthaltertschaft nicht, den Zustand des Königs zu bebauern, und herzlich zu wünschen, daß sich selbiger verbessern möge,

was dem Briefe einen höflichen und erfreulichen Schluß verleiht, wie ähnliche Schlußformeln sich in dem »Kumpf'schen Briefsteller« auch heut zu Tage noch nachweisen lassen.

Während dieser Brief nach Breslau ging, war die Königin bereits nach Frankfurt gegangen, von wo sie auf's Neue einen beweglichen Brief nach Berlin schrieb: »Sie hoffe, man werde ihr entweder Cüstrin oder einen Ort anderswo in der Nähe anweisen, wo sie ohne Jemandes Ungelegenheit und Gefährdung sich aufhalten könne, weil sie doch mit dem Kurfürsten in naher Verwandtschaft stände, und wegen ihrer schwachen Leibesbeschaffenheit nicht weiter fortkommen könne.«

Die Statthalterschaft hat nun wahrscheinlich vermuthet, daß eine wiederholte Auseinandersetzung der Gründe, weshalb man sie in die Marken nicht aufnehmen könne, aus der einfachen Ursache nichts mehr helfen würde, weil sie schon drin war, schrieb also unter dem 27sten Dzeember:

»Da die Sache nun so weit gekommen wäre, so sähe man wohl,
»daß sie nicht mehr geändert werden könne — «

ein Anfang, der mehr die Geschäftsform, als die Liebenswürdigkeit, oder auch nur ganz gewöhnliche Höflichkeit anstrebt;

»die Königin möchte also nur in Gottes Namen nach Cüstrin
»ziehen, es aber auch nicht übel nehmen, wenn es an dem nö-
»thigen Ornat der Gemächer fehle, indem der Churfürst solchen
»mit nach Preußen genommen habe, um ihn auf dem Reichs-
»tage zu Warschau zu gebrauchen.«

Hiernach scheint es, daß die damalige kurfürstliche Möbel-Kammer nicht zwei Garnituren Ornate besessen hat, und daß der damalige Vorstand sothaner Möbel-Kammer, wie Du Chatel in Schiller's Jungfrau von Orleans, hätte antworten können: »Es wird schnell gethan sein!« wenn ihm Kurfürst George Wilhelm, statt bei Schiller König Carl VII., befohlen hätte: »Geh, laß mein Heergeräth zu Schiffe bringen!« Eine Antwort, die bei Schiller einen raschen Ueberblick über die königlich französische Heergeräths-Verhältnisse gemährt.

Gleichzeitig mit dem Briefe nach Berlin hatte die Königin von Frankfurt aus auch an ihren kurfürstlichen Schwager nach Preußen geschrieben, und um dessen Entscheidung gebeten. Diese erfolgte von Neidenburg aus an die Statthalterschaft und sagt, daß er es zwar lieber sähe, wenn er mit diesem Besuche verschont geblieben wäre, weil der Kaiser und der König von Polen zu gegenwärtiger Zeit es übel nehmen könnten, noch zu geschweigen, daß ihm diese Ausrichtung ganz

kostbarlich fallen würde. Vermöge des Officii humanitatis könne er der Königin aber keine abschlägliche Antwort geben. Daher sei es sein Wille, daß die Königin in Cüstrin gebühlich aufgenommen, ihr eine Ausrichtung gegeben werde, und ihr die Gemächer über der Küche eingeräumt werden sollten. Die anderen Gemächer über dem Thore wollte er aber gern für sich behalten, im Fall er selbst dahin kommen möchte. Der Sicherheit wegen sollten noch einige Soldaten in die Festung gelegt werden und der Oberst Kracht sollte von jeder Compagnie seines Regiments etwa fünf bis zehn Mann dazu nehmen. Auch sollte der Hauptmann zu Driesen und der Förster Georg Ziesar vornehmlich etwas Roth- und Schwarz-, zur Abwechselung auch Feder-Wildpret nach Cüstrin liefern.

Diesen landesherrlichen Bescheid theilte die Statthalterschaft wahrscheinlich der Königin in Frankfurt mit, die denn nun auch nach Cüstrin abreiste. Dort erhielt sie als ein Präsent des Statthalters und der Rätthe zehn Eimer des besten Rheinweins, etliche Fässer Zerster Bier, funfzehn Wispel Hafer, funfzehn Ochsen, funfzig Sammel und funfzehn Kälber, mit der abermals mehr geschichtlichen als höflichen Bemerkung: »Das geschehe des Churfürsten wegen.« — Der Bericht hierüber an den Kurfürsten nach Preußen ist vom 17. Dezember 1620, während der spätere Besuch der Königin in Berlin sich dem Tage nach nicht angegehen findet.

So weit wäre nun die Sache, die sich doch nicht mehr ändern ließ, ganz gut gewesen. Es dauerte aber nicht lange, so langte auch der König von Böhmen selbst, mit ihm Fürst Christian von Anhalt und ein Comitatz von zwei hundert Pferden in Cüstrin an, für welche die »wegen des Churfürsten« geschenkten funfzehn Wispel Hafer nicht ausreichten, sondern sofort andere ein und zwanzig Wispel, diesmal »wegen des Königs«, geschenkt, oder — wählen wir den richtigeren Ausdruck — geliefert werden mußten.

War dies den Cüstrinern schon zu viel, so wurde es den statthaltenden Rätthen vollständig unangenehm, und ergehen sich die beschaffigen Berichte, die von Berlin aus nach Preußen wanderten, in allerlei lebhaften Ausdrücken über den großen Aufwand, den die königlich böhmische Familie dort mache. Täglich wurde an drei Tafeln und sechs ansehnlichen Tischen gespeiset, funfzehn Scheffel Hafer verfüttert, weshalb gar nicht genug Hafer dort zu erlangen sei, sondern in Polen bestellt werden müßte, wo er 18 märkische Groschen koste. — Sechs bis acht große Wagen mußten täglich in die Haide fahren, um

nur das nöthige Brennholz zu holen, und doch reiche dies noch nicht hin, so daß man schon für 30 Thaler Holz hätte kaufen müssen. Die anfangs bewilligten Ochsen, Hammel und Kälber waren längst aufgezehrt und auch eßliche Tonnen Butter, 22 Viertel Branntwein, 40 Tonnen Bier, eine »erschrockliche« Anzahl von Gänsen, Hühnern und Eiern vorausgegeben. — Besonders aber wurden die Fische bei den Cüstriner Kiefern durch die königlich böhmische Familie unerhört theuer gemacht. Das würde zwar nun noch Alles angehen und zu erschwingen sein, aber aus Leipzig, Frankfurt am Main und Stettin, und vielen anderen Orten müßten mit vielen Gelbern Sachen in höchstem Ueberfluß gekauft und verschrieben werden. — Was die Vosamenter beträfe, so steckten alle Winkel auf den Thürmen und unter den Dächern voll englischen Frauenzimmers. Auch hätten die Gemächer »übers Thor« für den Kurfürsten frei gehalten werden sollen, zu welchem Zweck man sie verschlossen: der König von Böhmen habe aber verlangt, daß sie geöffnet würden, — was denn auch hätte geschehen müssen.

Dieser klägliche Bericht schließt mit der Besorgniß, daß die Statthalterschaft nicht wisse, wo sie für die Zukunft Mittel hernehmen solle, um den Unterhalt dieses Besuches zu bestreiten. — Käme nun aber gar noch das königliche Kindtaufen hinzu, wovor ihnen ganz absonderlich bange sei, so wüßten sie sich in ihrer Angst weder zu rathen noch zu helfen.

Was alle diese Berichte, Klagen und Reklamationen nicht vermochten, erreichte der in Cüstrin endlich eintretende Mangel eben so leicht als vollständig. Als dort Alles aufgegessen war, rückte die königlich böhmische Familie in Berlin ein, wo die Königin und »deren bei sich habendes Frauenzimmer« im Schlosse einlogirt wurden, auch der aus Preußen vom Kurfürsten nach Berlin zurückgeschickte Tapezierer »eßliche Tapezereien« aufrichtete.

Der König kam zwar auch nach Berlin, verließ es aber bald wieder, da der Kaiser sehr ernstliche Mahnungen wegen des Aufenthalts seines Feindes in den Marken erließ, und ging mit Hinterlassung seines Archives, dessen Auslieferung später der Kaiser verlangte, nach Hamburg und später nach Holland.

Buchholz sagt in seinem »Versuch einer Geschichte der Kurmark Brandenburg«, Theil III. Seite 586: »Die Staatsklugheit bemenget sich nicht gern mit ohnglücklichen Fürsten.«

(Spener'sche Zeitung vom 17. Dezember 1847.)

1626.

Ein kurioser Briefwechsel.

Wasmaßen die Zeitläufte während des 30 jährigen Krieges nicht besonders ersprießlich für unsere Marken gewesen, ist als ziemlich bekannt vorauszusetzen, und haben mehrere Scribenten über diesen Gegenstand sich bereits verschiedentlich geäußert. Besser aber, als eine Erzählung Dessen, was und wie es geschehen, ist ein Blick in die alten, bestaubten und vergessenen Briefschaften aus jener Zeit. Unter ihnen befindet sich ein Schreiben, welches die Edelleute David von Lüderitz und Jakob von Wutenow an den Kurfürsten Georg Wilhelm richteten, das dieser sehr übel nahm, obgleich nach heutigen Begriffen eben nichts besonders Uebelzunehmendes darin enthalten ist.

Wir theilen daran anschließend auch die merkwürdige Antwort des Kurfürsten mit. Der Instanzenzug muß in jenen Zeiten beträchtlich abgekürzter gewesen sein, als heut zu Tage. Man denke: am 6. Mai schrieben die Edelleute aus Rackell und am 9. wird die Antwort in Berlin erlassen!

Zum Verständniß der folgenden Briefe sei erwähnt, daß im Jahre 1626 die sogenannte Defensions-Steuer ausgeschrieben worden war, welche die Kosten für Abwehrrung der Feindseligkeiten streifender Korps aufbringen sollte. Die Stände und Städte zeigten sich aber im Aufbringen dieser Steuer sehr säumig, wahrscheinlich im richtigen Vorgefühl Dessen, was nachher wirklich geschah: denn als die Beiträge zu dieser Defensions-Steuer endlich mit Härte beigetrieben wurden, war deswegen doch an keinen Schutz gegen die Willkür der Feinde zu denken. Es wurden zwar Soldaten geworben, als aber das Geld bald genug zur Bezahlung derselben nicht mehr ausreichte, drückten diese das Land härter als der Feind und verfuhrten wie ächte »Garbebrüder«, diese tollste und unverantwortlichste Ausgeburt einer schweren, blutgetränkten und eisernen Zeit.

Unter solchen Verhältnissen und in solcher Stimmung schrieben nun Bürgermeister, Rathmanne und sembtliche Bürgerſchaft von Neu-Ruppin an die ſchon genannten beiden Ritter folgenden Brief:*)

WollEble, Geſtreng und Ernueſte, großgünſtige Junkern, vielgeehrte Nachporen, Werthe gönner und Frevnde, Was Ihr Ehrff. Durchl. zu Brandenburgk B. g. Herren Woluerordnete geheimbde Herren Rätthe vñ vnſer viel umhgängliches vnterthenigſtes anſuchen in dieſen betrübten und weit abſſehenden Kriegesweſen unß vor großgünſtige wolgemeinte Reſolution hinwider zugefertigt, wirt E. Geſtr. einß theilß auß der überfertigten Copien laudtbahr und Kundtlich gemacht worden ſein.

Weill dann gleichwoll hierabß vnſer aller heill und wollfarth herohet, und höchſt angelegen ſein will, wenn ſolche ſtreifende Rotte ohne einiges Ehrff. patent Land und Levdte, Städte und Dörffer zu uerheeren und zunicht zu machen, Ja vnß alle mit einander zu Bettler zu machen ſich vorſeklichen vnternehmen wollen, vndt dennoch ſolchen vnheil durch Götlich Verleiung mit zuziehung des Landt Volk vnſer Erachtens noch gahr woll geſteuert und ſolchen muthwilligen vorſaß begegnet werden könnte, do ferner nvr die treue Nachparchſchaft einem dem andern die hülfreiche Hand reichen und pieten wollte.

Unß haben wirs demnach nöthig erachtet, ſolches an E. Geſtr. und ſembtlichen Junker ſchriftlichen gelangen zu laſſen, weil Dieſelben mit Ihren Vnterthanen dennoch allerhandt Rottwurf auß dieſer Stadt haben können, Dieſelben hiemit ganz Nachparchlichen und Pittlichen erſuchet ſein wollen, durch was mittel und wege es Ihnen am füeglichſten und Rattſambſten bedenken und abß der eile anzustellen ſein möchte oder Könnte, unß abß dieß mal Succurs und die hülfliche Hand zu pieten, wir ſeindt es In gleichen und mehrem hinwieder zu verſchulden vndt neßt Ihnen vmbzutreten ſo willig, alß es begeert und gefordert werden ſollte ꝛ. Götlicher Obhut empfehlende. geben in Eyl zu Newen-Ruppin den 6. May 1626.

(Folgen die Unteſchriften.)

An der ganzen Ritterschaft des Landes Ruppin.

Dieſer »pittliche« Brief gegen den »muthwilligen« Vorſaß des Feindes kam noch an demſelbigen Tage in die Hände der Herren von Lüberitz und von Wutenow, welche demnachſt ein Antwortschreiben an

*) Nach der alten Orthographie abgedruckt.

die Neu-Ruppiner, dann aber ein Promemoria an den Kurfürsten nach Berlin schickten. — Das erstere lautet:

Ernueste, Erbare, Achtbare vnd Wolweise, zversichtige gute Freynde vnd geliebte Nachbaren, nebst anerbietung Unsre dienste verhalten wir derselben nicht, Nachdem an hefte umb 6 Uhren zeyger der bothe ein schreiben an die sembtliche Ritterschaft vnd Lande zu Ruppin vnß zbracht, Alß haben wir dasselbe eröffnet vnd Ihre Meynung vernommen. Nachdem wir aber auf der geheimte Rätthe resolution schreiben, davon vnß Copia zu kommen, befinden, daß es avff schraben gesetzt vnd der Ritterschaft ganz nichts gedacht, vnd bloß darhin stehet, ob man sich zu schützen vermehne, So können wir nicht wissen, obs zu rathen sein möchte, daß manß avf die eigene Defension setze.

Die Ritterschaft hat kein Haupt, kann iso in Eyl, weill bereitt allenthalben Levte einquartiret, nicht einem Idem notificiret werden. Vor unsere Persohn sein wir stundtlich der inquartirung vieler Reuter gewertigt, vnd wirdt vnß befahren, wie gahr fehre etwas zu tentiren vnd vorzunehmen nicht möglich vnd zu rathen sein.

Wann aberst richtige Ordinanß vom Hoffe kehme, daß wir Uns schützen vnd wehren soltten, avßs beste alß wir konnten, Alßdann wolte sich freyhlich gebühren, das man alle gefahr hindan gesetzt sich der Gegenwehr vnternehme. — In izigem Zustande aber würde es über die von Adell vnd die pauweren mit der einquartirung Rabben vnd Brennen, weil es so weit kommen, allein abßgehen vndt solche vermeinte Defension den größten Schaden bringen.

Es will sich aber nicht alles schreiben lassen, so können wir avch selber zu Unterredung wegen befahrender einquartirung nicht hinüber kommen, vnd werden sich betwegen die Herrn mit vnserm adjuncto Hansß von der Gröben vnd andern umbliegenden von Adell vnterreden. Dies zgeschichte schreiben, wissen wir nicht, ob es zu rathen sein möchte, ist avch ohne deß vnmöglich, daß es in solcher Eil, wie die notdurft erfordert, herumgebracht, viel weniger etwas effektvurt werden könnte. Was sonst möglich, daß wir vor unsere Persohn in acht nehmen können, davon wollen wir nach Menschen möglichkeit nichts erwinden lassen. Undt thun vnß hiemit Göttlichen schuß empfehlen.

Actum Näckell 6. Mai 1626.

David v. Lübertz vnd
Jacob von Wotenow.

Gleichzeitig mit diesem Antwortschreiben ging aber auch das folgende pro memoria an den Kurfürsten nach Berlin ab, welches die Veranlassung zu der am 9. Mai erfolgten Kurfürstlichen Ansicht — im jüngstvergangenen Geschäftsstil: »Nase« genannt, gab.

»Durchlauchtigster, Hochgeborner Kurfürst, gnebigster Herr, —
»nebst anerbietung Unser allzeit willigen und pflichtschulligen
»Diensten, bergen wir derselben nicht, das, wie beigefügt, Ein
»Erbar Rath und Bürgerschaft zu Ruppin an uns geschrieben,
»darauf wir sie in Eill nicht anders als ebenfalls beigelegt zu be-
»antworten gewußt. Ob nun woll ein Edikt nunmehr. dieser
»Derther herumb bracht ist, das man sich mit dem Rosßdienst
»Pferden, und so stark man Kommen Könnte, gefast halten sollte,
»damit man den geworbenen Kriegsvölkern zuruffen undt sich vor
»gewaltsames vornehmen schützen möge. So befahren wir Uns
»doch, daß es auf die arth ohne Ordinanz nicht anzufangen, son-
»dern wölte nunmehr hochnoth sein, weil der Hauptmann dieses
»Orths verstorben, welches nicht wenig un gelegenheit geben, daß
»sich die Landtschaft an Niemandt halten, schuß oder Raht haben
»Können; biß einer von den Rätthen oder Kriegesverstendigen In
»Eyll anstadt des Hauptmanns nacher Ruppin beordert würde,
»an deme sich die Ritterschafft und Stebte zu halten und vom
»selbigen gute Ordinanz käme, wie man sie nicht alleen Regen der
»einQuartier zu uerhalten Soldaten, do etwas der Städte an-
»deuten noch man sich unterfangen sollte, dießfalls ein Haupt, dem
»ein jeder folgen müßte, damit man vergewissert, daß Eß Ihr
»Kurfürstl. Durchl. angenehm, was angeordnet, es möchte denn
»gerathen, wie es wollte. Als zweyfeld wir nicht, es würde ein
»Jeder seinen Pflichten nach darunter gern folgen.

»Behre aberst Ihr Kurfürstl. Durchl. mit der Einquartierung
»zufrieden, dennoch bei dem einen und dem andern Offizier Inter-
»cebiren, das sich ein Jeder an billigen zufriede und den Soldaten
»nicht zu große Urenz zuließen. Wollen hoffen, Er. Kurfürstl.
»Durchl. werde diesen Craiß nicht lenger als Schaffe ohne Hirten
»in der Irre lassen. Sondern auß hoch Väterlicher schulbiger
»Vandesorglichkeit besser als von Uns einseitig gesucht, eilende
»gute Ordinanz geben. Undt das wir solches In eill ohne der
»ganzen Ritterschafft Notifikation, welches also in eill nicht geschehen
»können, auch ohne derer vorbewußt nicht gebühren oder rathsam
»seyn wöchte, berichten wollen, in Ungnaden nicht verdenken, Er-

»warten bei Zeigern gnebige resolution und seyn derselbe zu uer-
»mögen eigen diensten willich alß schuldig. Derselbe Göttlicher
»Protektion empfehlende. Ehlenbt.

»Radel, 6. Mai 1626.

»Ew. Kurf. Durchlaucht Alzeit Unterthenige und Gehorsame

»Davidt von Lüderitz vnd

»Jacob von Wutenow.«

So unverfänglich dieser Brief auch klingt, so muß er die kurfürstlichen Geheimbden Rätthe doch sehr verschnupft haben, wahrscheinlich weil sie zwischen den Zeilen zu lesen verstanden, was nach so langer Zeit uns unmöglich ist, da wir eben die damals maßgebenden Verhältnisse nicht mehr übersehen können. Manches wird indeß das Antwortschreiben des Kurfürsten erklären, welches aller Wahrscheinlichkeit nach der Kanzler Pruckmann verfaßt hat, da der Graf Adam von Schwarzenberg, ohne den sonst nichts geschah, damals in Siebenbürgen war, wohin er die brandenburgische Prinzessin Katharina dem Fürsten Bethlen Gabor als Braut zugeführt.

Erwähnt muß aber noch werden, daß es Dänen waren, gegen deren Räubereien und gewaltfames Verfahren das Land Ruppin Hülfe suchte. Den Mansfeldschen Truppen folgte nämlich die dänische Armee unter dem General Fuchs, von welcher ein Bericht aus jener Zeit sagt: Sie beraubten Kirchen, entwendeten Lauffsteine, wenn sie mit Kupfer und Zinn beschlagen waren, steckten die Stadt Rauen und viele Dörfer in Brand, tödteten, verwundeten, geißelten, stockten und pflöckten viele Leute, schlugen Kisten und Kasten gewaltfam auf und schleppten alles auf großen Schiffen nach Hamburg.

Selbst der Kurfürst hatte von dem dänischen Hochmuth auf seinem Schlosse in Berlin zu leiden, denn der dänische Gesandte Herr von Miklaff äußerte gegen ihn, wie Schwarzenberg und Pruckmann bezeugen: »Es sei nichts daran gelegen, was dem Kurfürsten gefiele ober mißfiel, die Dänen würden doch thun, was ihnen beliebte.«

Alles wiederholet sich im Leben,

Ewig jung bleibt nur die Phantasie!

Nun die Antwort des Kurfürsten Georg Wilhelm auf das Schreiben der beiden Edelleute David von Lüderitz und Jacob von Wutenow.

»Unfern Gruß zuvor. — Liebe, getreue. Ewr. gehorsambliches Schreiben vom 6ten dieses (welches gleichwill von dir Lüderitzen allein

zwiefach mit deinen Siegel betruckt, auch von Ewren Keinem mitt eigenen Henden unterschrieben gewesen ist) ist uns unterthenigst referirt worden. Und ist uns dasselbe fast befrembdt fürkommen, würde uns auch noch mehr befremblich gewesen sein, wann uns nicht bekandt, das es deren etliche im Lande Stuppin hat, die sich alles zu meistern unterfangen: auch alles, was bei Hofe geschieht, zu tadeln sich anmaßen, aber wann es besser machens gilt, ist ganzer niemand zu hauffe.

Also mag Uns dieses hingehen, doch also, daß Ir gleichwoll wisset, das Ir hieran das gethan, was nicht recht gewesen oder Euch gebuehrt hatt.

Denn was das vor eine große Auflage ist, wann ein unterthan seinen Landesfürsten beschuldigt (gleichwie von Euch, aber ohne Grund geschehen), er lasse seine Unthertanen unter des Feindes gefahr gehen, gleichwie schaffe ohne hirtten, werdet Ir alsdann verstanden haben, wann Ir mit mehrer Bedachtsamkeit das schreiben, so Ir an uns gethan, durch Ewren Dorfpriester oder Küster hättet aufsetzen lassen.

Dann wir sagen hierzu, das uns viele zu viele dran geschehe, und das es nimmer auf uns zu bringen. Denn haben wir nicht stets vnd jeberzeit, das uns Gott zu Churfürstlicher Hoheit und Regiment erhoben, Euch und allen Ständen des Landes sehr oft und viell für tragen lassen: wie hochnöthig es were, das man im Lande eine Andere und bessere Verfassung hette. Wer ist aber denn gewesen, der es gehemmet, aufgehalten und gesperrt, als eben Ihr und eweres gleichen, dadurch daß Ir auf das Nachtgeld und andere dinge, die nicht zu erfüllen waren, getrungen. Wer hatt auch noch das Wenige außgebracht und erleget, welches endlich nach vielen langweilligen tractaten im Julio 1625 gewilligt worden? — Ja, wir durfften woll schreiben, daß Ir alle beede nicht den ersten Heller hierauf oder auch von deme, was tzo im negsten Martio versprochen, außgebracht.

Seht Ir derowegen woll, wie ungereimt es sey, daß Ir uns zu beschuldigen Euch unterzogen, wir hetten Euch wie schaffe ohne hirtten gehen lassen, der allgewaltige Gott, von dem alles Regiment herkomme, hat uns zwar zu des landes haupt gesetzt, Euch als unsers Hauptes Glieder zu regieren, aber wie am menschlichen Körper das Haupt allein nichts thuen kann, ohne Zuthuung und assistenz seiner Glieder, also ist auch uns etwas fruchtbares zu verrichten unmbglich gefallen, So lange Ir Euch uns entzogen, und nicht wie es pillig undt recht gewesen, die schulbige Hand mit anschlagen wollen.

Im Herbst verwichenen Jahrs ließen wir albereits ein ernstes aufgebots edict ausgehen. Wie wenig seind der gewesen, die das ge-

thaan, was solches erfordert? — Wie viell aber seind denn dahin gegangen, die ich erst umb die Rosßdienste, umb die rustwagen, und bergleichen, zwar zur Unzeit, ein disputat anfangen. Wie ist denn möglich gewesen, dem Verderben, so jetzt geschieht, mit einem fundament entgegen zu gehen? Auch haben wir, noch dazu über das, alles das gethan, was uns nur immer möglich gewesen, eine guete zeit vor Weihnachten, wie der Generaal Mansfeld nur drunten bey Lauenburg ankahme und nur Ruhtmassung vorhanden, das Sein Zug diese lande herühren möchte, haben wir unsern geheimbten Rath Eren Samuelle von Winterfeld an Ihn geschicket und von Ihm begehren lassen, seinen Zug also anzustellen, damit unsre lande anberüret bleiben mögten, und ist Ihm dabey allerhand ausführung geschehen, warumb solches zumahl pillig und recht were. — Er hat sich auch darauff also gegen uns erlehret, das wir davon woll ersettigt sein, und hinforder nimmer uns seiner oder des Generalen Fuchsen hereinkunft versehen hetten.

Wie er denn auch diese Stunde noch hoch betewerlich auf sich nimmt, das es sein willen, sinn oder gedanken nie gewesen, hier hieraus zu kommen, viell weniger allhier also lange zu verbleiben, wenn Inen nicht auf ander unnachlessiges Getrieb So ernstlich hineinzuziehen auch zu verbleiben gebetten worden were.

Das wir aber zur Zeit beeder Generale ankunft nicht im Lande gewesen, das ist nicht ohne. — Es haben uns aber auch keine Freuden oder wollust hierzu, sondern die hohe nothwendige noot unseres hertzogthuhmbes preussen angetriebenn, massen dann auch solche preussische Sachen glücklich und woll abgelaufen.

Damit wir auch männiglich zu verstehen geben, ja vor Augen stelleten, daß wir kein Niedling weren, noch diese Lande der Thur als schaffe ohne hirtten zu verlassen je gesonnen weren, werden uns alle, so in preussen umb uns gewesen, Zeugnuß geben, wie wir auf den ersten empfangenen Bericht von den einquartierungen dieser Armeen in hiesigen Landen alles aldort stehen und liegen lassen, und nachts nicht weniger als tages heraußer geeilt.

Weill wir auch noch aussen haben unsere daheim gelassene Räfte dem lande zum besten mit schreiben undt schiffen das Irige gethaan, hetten auch gerne ein mehreres gethaan, da sie nicht auch auf des Hertzogen zu Friedland Vbl. einen respect haben, und sich nicht hueten müssen, damit nicht auch demselben beschehenen Bedrohungen nach anlaas gegeben werde, mit den seinigen herein zuruffen.

Nach der Zeit aber, das wir im Lande hinwieder mit glücke angelanget, haben wir nie stille geseffen, Sondern ist immer ein bote nach dem andern, ein Gesandter dem andern gefolget, alles darumb, damit unheil und ubel nicht einreise, oder da es schon eingerissen, abgewendet werde.

Da wir auch nur in etwas in Erfahrung gebracht, daß sich einigerlei gefahr, von neuem, diesen landen nähern wolte (wie sich noch vor unlängst aus Schlesien davor ansehen lasse) haben wir uns selbst dahin begeben und alles versucht, von denen so diesem fürzukommen, ersprießlich erachtet werden mögen. Wir haben auch darinnen der unsrigen Hofnung Gottlob nicht verfehlet.

Zwaar ist nichts Neues, das dennoch vñ solch schreiben und schiecken die Armeen nicht auf brechen, aber darumb kann man uns auch noch nicht anders als mit ungrunde beschuldigen, sambt hätten wir Euch als schaffe ohne hirtten gelassen.

Denn Ir werdet ja so viell aus erfahrung erlernet haben, das eine ganze Armee nimmer also leichtlich zum aufziehen zu bewegen, als wie es des landes Einwohner gerne sehen, so lange nicht das compelle wieder Sie gebrauchet werden kann, daran es aber bis hie uns ermanget. Auch tragen abermaln die Stände am Verzuge nicht wenig schuld, in dem eintheils als die Uckermärcker und Stolpirer noch nicht ein Senfkorn aus ihren fünften Theil, den profiant, so den Generalen Mansfelden verwilliget, und gute Zeit vor Ostern auskommen sollen, entrichtet, ja fast kein Crais vorhanden, in denen nicht große Reste und Nachstände hievon befunden wurden.

Wenn wir nun gleich lange geschickt oder geschrieben, das Räu- men des Landes zu befördern, oder besser Disciplin zu halten, haben sie allzeit den Mangel des profiants vorzuschützen gehabt.

Daran aber tragen wir keine schuld, wie viel seind auch berer gewesen, denen wir Commissariate aufgetragen, sich stets bey den Armeen (wie die in einem jeden Craise quartirt gewesen) aufzuhalten undt das unrecht, so den Einwohnern des Landes wiederführe, denen Befehlshabern, damit denn geholfen werde, vorzutragen.

Wer war aber unter Euch allen zu finden, weil solche Commissiones mühsam, auch bisweilen Zehrung erforderten, der sich hiermit, ungeachtet sie Geistliche und Rittergueter von uns zu lehne tragen, beladen wollen.

Und in des soll es heißen, wir ließen Euch als Schaaffe ohne Hirtten gehen?

Dennoch so wollen wir nun, das ir unser hinfürder mit dergleichen ungeschickten Auflagen schonet, damitt wir nicht bewogen werden, es anders zu ahnden; — belangende aber das vorige Ersuchen, einen der Rhäte oder aber des krieges verständigen nach Ruppin zu verordnen, oder zum wenigsten bei den Befehltschhabern vor Euch zu intercediren, damit Sie es in einem und dem andern nicht also durch die Soldatesk übermachen ließen, halten wir das erste vor unnöthig auch unnütz, das letzte aber vor disreputirlich.

Denn alle andern Craise sind von ihren Berordneten und Rittmeistern wohl vergnueget, erholen sich bei denen raths und Bescheides.

Und dieselben habt Ihr auch, — ja du Lüderik bist davon selbst einer! — Auch hastu Lüderik ja bald dieses bald jenes vor dich vorgenommen, hast noch erst vor wenigen Tagen patent haben wollen, darin verlautet werden sollen, auf die Mansfeldischen zu schlagen, dies ist auch nicht abgeschlagen worden. Sondern du bist selbst davon auf untersagen deiner verwandten abgestanden, wie kannst du denn sagen, daß es dem heinigen Craise an rath ermangele? —

Was vor Kriegsverständigen wollet Ir denn noch haben, Sintemalen wir Euch doch den zum Rittmeister gegeben, den Ir uns selbst genandt, der sich auch theuer genug unterhalten leßt.

Da Ir gewußt, das Er Euch mit theuer nicht versehen können, hettet Ir In auch uns nicht vorschlagen sollen.

Auch erfordert unser edict gangz keinen kriegsverständigen über den albereit verordneten Rittmeister, denn wenn Ir dasselbe recht gelesen, erheischet es von denen, so uns mit Rossdiensten verhaftet, kein mehreres, als sich gefast zu halten.

Kommts nun hierzu, so werden sich die Kriegsverständigen alsdann auch wohl finden.

Denn das es unser willen sein sollte, es auf die faust zu setzen, und mit den Mansfeldischen händell anzufangen, dasselbe ist gaar nicht, laßet Ir's auch dahin gerathen, werdet Ir woll sehen, über wen es 'nauß lauffen wird. Wenn wir dieses nicht betrachtet, würden wir vielem nicht also lange zugesehen haben.

Die Reckisten, die zu Brandenburg waren, ehe dann sie etwas widriges sahen, die waren hiernach die allerverzagtesten, wie es zum händell kahme, gingen mit verhülletem Antlitz herum und durften sich nicht meher kennen lassen, und meint Ir, das es zu Ruppin besser zugehen werde?

Soll es aber auch die meining haben, das wir Euch darumb als Schaaffe ohne Hirten gelassen, weil die vacirende Hauptmannsstelle nicht hinwieder besetzt, so geschieht auch dasselbe von Euch ganz ungeschickt.

Denn Ihr werdet ja kein exempel wissen, noch anziehen können, da ein neuer Hauptmann hinwider angefangt worden, ehe dann der andere begraben.

Und man es geschehen, wer würde es eben, als Ir am ersten syndicirt haben?

Was hatt auch ein Hauptmann, eigentlich davon zu reden, indem er zu unsere haushaltungssachen bloß bestellt wird, mit krieges oder andern sachen zu thun?

Das wir aber auch bey den Befehlshabern vor Euch, unsern Unterthanen, in unserem Lande intercediren sollten, müssen wir nicht aufkommen lassen, sondern ist dahin durch uns, die wir Euch niemalen als schaffe ohne Hirten gelassen (Gott seye Dank davor), gebracht, daß Sich Ihre Königl. Majestät zu Denemarck gegen uns erlehret, daß beede Generale das Land räumen sollen, dieweill nun Mittel zum Pro-
fiant vorhanden, daran es bis hierher gemangelt.

Wir schicken auch gleich anizo mit 2000 Mannen der unsrigen unsern geheimbten Rhat und Hauptmann zu Grambtzow, Siegmund von Böken, zu beeden Generalen ab, Ire ausziehen zu befürdern und die plätze, so sie innen gehabt, mit unserm Volke zu besetzen, hierdurch wird auch Eures Craisse Erleichterung widerfahren.

Schließlich haben wir auch aus der Antwort, die Ir dem Rhate unserer Stadt Nemen Ruppin gegeben, gesehen, daß auch unsere Rhäte Schreiben, welches sie wohlmeinende an ihgemelten Rhat abgehen lassen, von Euch nicht unbesprochen bleiben können, sondern aus zween Ursachen durchgezogen werden müssen als: 1) daß es auf Schrauben stunde, 2) daß des Abels nicht drinnen verzeichnet.

Wir aber halten es davor, das ein jeder, der solch Schreiben liest und nicht von zerrütteten Sinnen ist, nicht werde sagen können, das etwas, so auf Schrauben stehet, darinnen.

Wie haben sie auch des Abels darinnen gedanken sollen, da der Rhat von Ruppin allein an sie geschrieben, Sie denselben auch allein beantwortet.

Begehren dennach, daß Ir, sonderlich da Ir dessen von der Landschaft Eures Craisses kein Befehl hat, sondern nur als David Stüberitz und Jacob Wutenow schreibet, besser erweget, was Ir an eure

Herrschaft schreibt, dann auch dergleichen Syndicationes und Aeußerungen der unsrigen Räte Schreiben abbestellet, denn Euch gebuehret nichts dergleichen zu schreiben.

Geben zu Cölln an der Spree am 9. May des 1626 Jaares.

George Wilhelm.

Wenn das keine offizielle »Nase« ist, so giebt es keine! — Zunächst ersieht man daraus, daß die Herren Geheimbten Räte die metapho-
rische Erwähnung des an und für sich mit Geschmack gewählten Bil-
des: »Schaafe ohne Hirten« vorzugsweise übel genommen, weil sie es
dem: Du Lüderitz! so wiederholt aufs Butterbrod gaben; — daß der
Landesherr mit seinen Uckermärktischen Ritttern auf dem Du-Fuße stand
und dabei die zweckmäßig abgekürzte Form: — hastu statt: hast du,
und: kannstu statt: kannst du gebrauchte; — daß die »Rekisten« in
Brandenburg, als sie etwas Widriges sahen und es zum Handeln kam,
die Allerverzagtesten waren und sich nicht mehr sehen lassen durften,
und daß es »nicht ohne gewesen«, wenn der Kurfürst zur Zeit der
Ankunft beider Generale nicht im Lande gewesen. — Sonst läßt sich
aus diesem merkwürdigen Briefe auch der ungefähre Zustand des Lan-
des so klar übersehen, daß einem die Augen weh thun! Von einem
weiteren Schriftwechsel des x. von Lüderitz und des eben so x. von
Wutenow ist weiter nichts bekannt geworden, was auch nach der freund-
lichen Weisung am Schlusse begreiflich erscheint.

(Spener'sche Zeitung vom 6. Mai 1848.)

1627.

Wallenstein in Berlin.

Hätte es im XVII. Jahrhundert schon ein Fremdenblatt gegeben, so würde unter den angekommenen Fremden: Wallenstein, Herzog von Friedland und Generalissimus der kaiserlichen Armeen, aller Wahrscheinlichkeit nach obenan gestanden haben, denn am 15ten des November-Monats 1627 kam dieser damals allmächtige und allgefürchtete Feldherr aus seinem Haupt-Quartier Bernau auf einige Tage nach Berlin. Da der Kurfürst nicht anwesend, sondern schon im Anfange des Herbstes wieder nach Preußen abgereist war, so machte der Markgraf Sigismund die Honneurs und empfing den Mann, von dessen Entscheidung zunächst das Schicksal der Marken abhing.

Wallenstein kehrte so eben mit seinem 40,000 Mann starken Heere von der Eroberung Mecklenburgs, Holsteins und Jütlands zurück und suchte für seine Soldaten möglichst gute Winter-Quartiere, die er in den damals noch nicht ausgefogenen Marken zu finden hoffte. Was bei den Kaiserlichen Hoffnung war, das wurde für die Märker zur Furcht, denn die Nachrichten von den grausamen Erpressungen, Brandschagungen und Plünderungen, welche die kaiserlichen Heere auf ihrem Zuge bis zur Nord- und Ostsee ausgeübt, hatten etwas Beängstigendes. Was in neuerer Zeit für eine Erfindung Napoleons ausgegeben wurde, das Requisitions-System nämlich, war schon damals praktisch unglaublich ausgebildet, und die militairischen Erfolge desselben eben so glänzend und befriedigend, als die civilistischen unangenehm und störend.

Gewohnheit thut zwar in vielen Dingen Wunder und läßt sich diese Gewohnheit in Bezug auf das Requisitions-System für Diejenigen ganz wohl begreifen, welche das Praesens oder Futurum Indicativi activi conjugiren, Diejenigen aber, welche das Passivum abwandeln, haben immer mit einigen Schwierigkeiten wegen des Gewohntwerdens zu kämpfen. — Der unstreitig deutsche Ausdruck »abwandeln« ist hier

übrigens neben dem lateinischen »conjugiren« deshalb gewählt worden, um allen neuerdings in den Zeitungen über Pedanterie oder Pedanterei streitenden Parteien gerecht zu werden.

Es wurde also damals requirirt und zwar mit Erfolg. Doch war die Residenz Berlin bis zu diesem Jahre so ziemlich verschont geblieben. In der Neumark vergnügte sich der kaiserliche Oberst Montecuculi, forderte täglich dreißig bis sechszig Essen und erlaubte sich die gewaltsamsten Erpressungen, über welche die Orts-Obrigkeiten nicht einmal Klage führen konnten, da der Herr Oberst die einfache Vorsicht gebrauchte, sich jedesmal beim Abzuge ein Zeugniß ausstellen zu lassen, daß er vortreffliche Mannszucht gehalten, wodurch er allerdings allem späteren Quäraliren zuvorkam.

In Gardelegen erheiterte sich Graf Pappenheim die langen Herbst- und Wintertage ebenfalls so viel als möglich. Am schlimmsten trieb es aber der Oberst Hebron, welcher mit zwölf Compagnien zu Pferde in Brandenburg cantonnirte, und behufs einer behaglicheren Lebensweise den umliegenden Städten eine monatliche Contribution von 7700 Thaler auferlegte, zu welcher Spandau 1200, Potsdam 400 und Rauen 300 Thaler bezahlen mußten. — Die Uckermärker hatten bei ähnlicher Bebrückung auch noch den Privatkummer, daß einer von ihren Landsleuten, der General-Feldmarschall Johann Georg von Arnheim oder Arnim, durch seine Anhänglichkeit an seine Heimath zeigte, sondern in Prenzlau, wo er sein Quartier genommen, noch toller als Pappenheim, Hebron oder Montecuculi wirthschaftete.

Saben wir in den angeführten Fällen die Plagen der einzelnen Marken geschildert, so müssen wir in Betreff des Kurfürstlichen Wildstandes, sowohl des Roth- als Schwarzwildes sämmtlicher landesherrlicher Wildbahnen, den ganzen Complex sämmtlicher Marken zusammenfassen, denn in dem Jagen und Schießen dieser respectiven Staats-Angehörigen kamen sämmtliche kaiserliche Generale und Offiziere überein, theils zu Vergnügungs-, theils zu Vertküstigungs-Zwecken. Vergebens thaten die Kurfürstlichen Forstbedienten dagegen Einspruch: man schosß weiter, bis endlich der Kurfürst von Königsberg aus nachdrückliche Beschwerde bei dem Herzoge von Friedland einlegte, worauf dem Wildfrevler so weit Einhalt gethan wurde, als überhaupt noch Wild da war.

Unsere Vaterstadt hatte bisher von diesen Erpressungen und Ausschweifungen nur gehört, jetzt sollte sie dergleichen auch erleben, denn das Hochlöbliche Torquato-Contische Regiment rückte ein. Ob es aber

beim Ausrücken 1628 von denen Einwohnern auch noch das Prädicat »Höchlblich« erhalten haben mag, ist die Frage.

Dieses Regiment scheint demselben in der Kaiserlichen Armee traditionellen Verpflegungs-Systeme gehuldigt zu haben, wie die sämtlichen übrigen Regimenter, denn die Klagen waren allgemein, halfen aber nichts, wodurch sich abermals die Identität des Napoleonischen und Wallensteinischen Requisitions-Systems bekundet. Außer diesem Torquato-Contischen Regiment fand sich später auch das St. Julianische Regiment in Berlin ein, welches in sechszehn Monaten nicht weniger als 300,000 Thaler von Rbln und Berlin zu erzielen wußte, wie die kurfürstliche Botschaft, welche 1630 die Brandenburgischen Gravamina auf dem Reichstage zu Regensburg zur Sprache brachte, des Weitläufigeren auseinander setzt.

Die nächste Wirkung der kaiserlichen Einquartierung gab sich darin zu erkennen, daß den Bürgern der-Wachtdienst an den Thoren wesentlich erleichtert wurde, denn er fiel ganz weg. Dieser Wachtdienst durch die Bürger hatte ein Jahr vorher täglich fünfzig Mann erfordert, wovon dreißig auf die Thore Berlins und zwanzig auf die Thore von Rbln kamen. Die Einwohnerzahl war aber so gering, daß selbst die Stellung von täglich fünfzig Mann unmöglich wurde. Man half sich durch das allerdings ungemein einfache Mittel zwei Thore, und zwar das Spandauer, so wie das Stralauer, ganz zu sperren, wodurch man die Wachtmannschaften sparte.

Diese Anordnung fand aber bei dem Kurfürsten keinen Beifall, und es erfolgte am 24sten Juni ein Befehl, nach welchem die bisher eximirten Offiziere, das Hof-Gesinde, die Advokaten und die Canzlisten ebenfalls verpflichtet wurden, sich dem bürgerlichen Wachtdienst zu unterziehen. Zu diesem Zweck wurden beide Städte in bestimmte Quartiere und Rotten abgetheilt, diesen Quartier- und Rottenmeister vorgelegt und dabei ausdrücklich festgesetzt, daß »Unser Haus«, wie der Kurfürst das Schloß nennt, besser als bisher bewacht werden sollte.

Dieser Wachtdienst fiel nun auch weg, da die kaiserlichen Regimenter sich das Vergnügen nicht nehmen ließen, den Berlinern ihre Bereitwilligkeit zu beweisen, ihnen jede Last, sie mochte nun in Geld, Geldeswerth oder Wachtdienstleistung bestehen, gern abzunehmen.

So stand es in Berlin, als Wallenstein hier ankam. Herzog Julius Heinrich von Sachsen hatte einige Zeit vorher dessen Ankomst verkündet, und Markgraf Sigismund war dem gefürchteten Gaste schon bis in sein Lager entgegen gekommen, um wo möglich eine schonende

Behandlung der Marken zu erlangen. Dies gelang ihm aber dort so wenig, als später in Berlin; auch dem brandenburgischen Obersten, Bertram von Pfuel, der dem Wallenstein, als er Berlin verlassen, nach Böhmen nachgeschickt wurde, gelang es nicht. Ueberhaupt charakterisirt eine gewisse Harthörigkeit alle kaiserlichen Feldherren jener Zeit, die sich später nur verlor, als man metallene Hörtrichter in Form von Kanonen gegen sie anwandte, und Schweden die Ansetzung derselben übernahm.

In wie trostloser Lage dem allgemeinen Elende gegenüber sich der Staatsrath befand, den der Kurfürst bei seiner Abreise nach Preußen in Berlin hinterlassen, läßt sich denken. Von allen Seiten Forderung, nirgenhs Hülfe. Er bestand aus dem Statthalter, Markgraf Sigismund, dem Kanzler von Göben und den kurfürstlichen Rätthen Oberst Bertram von Pfuel und Balzer von Brunn. Diese regierten so gut es gehen wollte und berichteten über schwierige Fälle an den Kurfürsten nach Preußen, von woher aber durch den Grafen von Schwarzenberg meist Verfügungen kamen, die ihnen das Regieren eben nicht erleichterten.

Was Wallenstein in Berlin gethan, wo er gewohnt, welche Merkwürdigkeiten er besah und welche Vergnügungs-Localen er besucht, läßt sich aus der vorliegenden Quelle nicht ersehen, nur kann man annähernd vermuthen, daß er keine Merkwürdigkeiten besah, weil keine da waren, und daß er aus einem ungefähr ähnlichen Grunde auch kein Vergnügungs-Local besuchte.

(Spener'sche Zeitung vom 15. November 1847.)

1628.

AbSchaffung der kirchlichen Fürbitte für den Kaiser.

Wie sich doch die Zeiten ändern! Das Gewohnte wird abgeschafft, das Abgeschaffte wieder eingeführt — das Eingeführte einstweilen ausgefetzt — das Ausgefetzte wieder befohlen, und so fort in endlosem Wechsel, bis endlich nur die eine Ueberzeugung übrig bleibt: es giebt nichts definitiv Abgeschafftes und nichts definitiv Eingeführtes. Im Jahre 1745 wurde bei dem am 20. Januar erfolgten Tode Kaiser Karls VII. in den Preussischen Kirchen die bis dahin gewöhnliche Fürbitte für des »deutschen Kaisers Majestät« durch Circular vom 2. Februar eingestellt und ist bis auf den heutigen Tag eingestellt geblieben, obgleich in anderen deutschen Staaten, sogar in solchen, die mit auswärtigen Kronen vereinigt waren, z. B. in Dänemark, die kirchliche Fürbitte für das Reichs-Oberhaupt bis zur definitiven Auflösung des heiligen Römischen Reiches fortbauerte. Definitive Auflösung in so fern, als es überhaupt hier unter dem Monde etwas Definitives giebt.

Die Abschaffung dieser kirchlichen Fürbitte für den Kaiser im Jahre 1745 war wohl eine natürliche Folge des Krieges zwischen Oesterreich und Preußen, da sich damals mit ziemlicher Gewißheit voraussetzen ließ, daß wieder ein Mitglied des Oesterreichischen Fürstenhauses den deutschen Kaiserthron besteigen würde, und das unter einem kräftigen Willen mächtig aufstrebende Preußen sich der politischen Vormundschaft zu entziehen suchte.

Um so merkwürdiger ist das Factum, daß hier in Berlin schon unter dem Kurfürsten George Wilhelm im Jahre 1628 der Versuch gemacht wurde, diese seit Jahrhunderten Rite gewordene kirchliche Fürbitte für den Kaiser abzuschaffen, worüber uns ein Rescript des Kanzlers Pruckmann vom 13. Mai 1623 Aufschluß giebt.

Bekannt ist, daß in allen Kirchen des römisch-deutschen Kaiserreichs von jenen Zeiten her, wo der Kaiser noch unmittelbar die Regierung

führte, das Gebet für die Erhaltung seines Lebens einen Theil des gottesdienstlichen Rituals ausmachte. Damals kannte man die feine Distinction noch nicht: *il regne et ne gouverne pas.* — Später, als die einzelnen Verweser, Statthalter u. s. w. selbstständige Gewalthaber wurden, und ihrer Einzel-Staaten Sonder-Interessen zu erreichen strebten, fand sich, neben der Fürbitte für das allgemeine Reichs-Oberhaupt, auch eine Fürbitte für das Oberhaupt des Einzelstaates ein, ohne deswegen die erstere zu verdrängen. — Die Reformation, welche so viele altherkömmliche Gebräuche und Gewohnheiten abschaffte, ließ diese Fürbitte für den Kaiser überall unangetastet und das biblische: *Gieb dem Kaiser, was des Kaisers ist,* — fand hierbei praktische Anwendung. — Was die Reformation auf dem kirchlichen Felde nicht angetastet, ließ auch der Westphälische Friede, dieser Schlüsselstein einer durchgreifend politischen Reformation, unverfehrt, und es wurde fortgebetet für das Oberhaupt des Reiches, obgleich niemand mehr directe Befehle von ihm empfangen oder ausführen wollte. Selbst das zum Königreich angewachsene Kurfürstenthum Brandenburg behielt die Fürbitte bei und hier in Berlin wurde noch in den ersten fünf Regierungsjahren Friedrichs des Großen für den Kaiser und die kaiserlichen Heere gebetet, obgleich der König schon damals allerlei gethan hatte, den Kaiser zu ärgern und seine Heere unmaßgeblich zu schlagen.

Das Factum einer Abschaffung dieses Gebetes hier in Berlin schon während des dreißigjährigen Krieges steht daher wahrscheinlich ganz vereinzelt in der deutschen Geschichte da, und ist um so auffallender, als Brandenburg damals fest am Kaiser hielt, und sich eine feindselige Stellung gegen denselben auf keine Weise documentiren läßt, wenn auch Anlaß genug zu Beschwerden und Klagen vorhanden war.

Der Hofprediger Crell an der heiligen Dreifaltigkeits-Kirche, dem damaligen Dome, war es, welcher, als die Dänen in unsere Marken einbrachen, auf eigene Hand plötzlich die Fürbitte für den Kaiser wegließ. So muß wenigstens angenommen werden, da das spätere Entschuldigungs schreiben Crell's keinen andern Grund anführte. Möglich, daß die geheimen Rätthe des Kurfürsten, aus Feindschaft gegen den Grafen von Schwarzenberg und dessen entschieden österreichische Gesinnung, den Hofprediger dazu veranlaßt, oder doch wenigstens gegen seine Absicht keine Bedenlichkeiten erhoben.

Kurz, die Fürbitte in der Hof-Kirche war plötzlich weggefallen und es konnte natürlicher Weise nicht fehlen, daß dies nicht allein allgemein besprochen (denn die Kirche war ja damals der einzige Ort,

wo die Bürger sich zu andern, als zu Vergnügungszwecken versammelten), sondern auch geschäftig an den kaiserlichen Hof berichtet worden, daher eine Beschwerde aus Wien an den Kurfürsten George Wilhelm, der sich damals in Königsberg befand, und daher ein Befremden des Kurfürsten an den Geheimen Rath in Berlin, welcher durch den Kanzler Pruckmann unterm 13. Mai 1628 an den Domprediger schrieb:

»Wir haben nicht umgehen können, Euch zu verständigen, daß Leute gewesen, die es trefflich am Kaiserlichen Hofe an gebracht, daß in unserer Kirche zur heiligen Dreieinigkeit all hier nach geendigter Predigt Ihrer Kaiserlichen Majestät im allgemeinen Gebet nicht ausdrücklich und mit Namen gedacht worden ist. — Es hat auch nichts helfen wollen, obgleich dawiber angezogen, daß da noch insgemein vor alle christliche Potentaten an demselben gebetet und also auch damit vor Ihre Kaiserlich Majestät gebetet würde. Sondern es ist dies für ungenügsam erachtet worden und hat daraus, wir wissen halb nicht was, so wie dies jetzt, unserem Lande Nachtheiliges kolligirt werden wollen. — Wie Ihr nun ein solches Formular des Gebets formirt, wird Euch am besten bekannt sein; mit unserm und unseres Raths Vorbewußt und Belieben ist es nicht eingeführt worden. Wir halten auch dafür, daß es der apostolischen Lehre an den Timotheus, da er ihm befiehlt, vor allen Dingen zu bitten, Gebet und Vorbitte und Dankfagung vor alle Menschen, vor die Könige und Obrigkeit zu thun, nicht konform noch genugsam gemäß sei, da doch des heiligen Paulus Obrigkeit damals Nero, eine solche abscheuliche Bestia und Satanas war, daß dergleichen wohl nicht auf Erden, weder vor noch nach, gesehen worden.«

»Daher lassen wirs auch in Preußen, obwohl dasselbige jeziger Zeit (als polnisches Lehn) zum Reiche gar nicht gehört, nicht also halten, sondern in jeder Predigt für den Kaiser und den König von Polen mit ausdrücklichen Worten in Specie Gebet thun.«

»Befehlen Euch derowegen, um ja die ganze Religion vor dergleichen Verklümbung zu entheben, daß Ihr von nun an allstets vor der Kaiserlichen Majestät ausdrücklich bergestalt bittet: daß die göttliche Allmacht gnediglich gewähren wolle, Ihre Kaiserliche Majestät alle Zeit in gnedigsten Befehl erhalten, und die Kaiserlichen Heere, zur Wiedererlangung des vielwerthen Friedens und Liebe seines heiligen Namens u. s. w.«

Ueber diese ganz unzweideutige Willensmeinung des Kurfürsten und seines Geheimen Rathes scheint sich der Hofprediger Crell erkledlich geärgert zu haben, denn der Ton seines Antwortschreibens ist spöttisch und behandelt die ganze Sache gleichgültig. Er führt an, daß er allerdings den Namen des Kaisers speziell weggelassen, aber pro caesaribus, regibus et principibus hinreichend gebetet, daß er dies nicht aus Haß gegen den Kaiser gethan, obgleich er von ganzem Herzen wünschen müsse, daß Seine Majestät noch vor dem Tage des Verderbens zur Reue und Buße kommen möge, sondern weil er bemerkt, daß Andere heimlich und öffentlich über die namentliche Erwähnung des Kaisers gespottet. Er wolle zwar thun, was zur Verhütung der Verläumdung nöthig sei, verstehe aber eigentlich gar nicht, was mit den Worten gesagt sein solle: »Gott möge die Kaiserliche Majestät in gnädigen Befehl erhalten!« — Die reformirten Prediger hätten auch 400 Thaler erhalten, damit sie für die Könige, cunctos in eminentia constitutos, beten möchten, womit offenbar der König von Dänemark gemeint sei, und da dieser ein offenkundiger Feind des Kaisers wäre, so schicke es sich doch nicht, eine und dieselbe Fürbitte in der Kirche für zwei im Krieg begriffene Potentaten namentlich zu machen u. s. w.

So wurde das unterthänlich Abgeschaffte wieder landesherrlich eingeführt, bis die definitive Abschaffung 1745 erfolgte. Da nun, wie schon Eingang erwähnt, auch definitive Abschaffungen häufig definitiv wieder eingeführt werden, so ist es ganz von selbst gekommen, daß im Berliner Dom doch auch wieder für einen Deutschen Kaiser gebetet wird.

(Spener'sche Zeitung vom 13. Mai 1848.)

1628.

Klagen über die Berliner Zeitungen.

Consequenz ist bekanntlich eine Tugend; und wo man Personen oder Dingen nachweisen kann, daß die Zeit spurlos an ihnen vorübergegangen ist, daß sie noch so sind, denken, thun und sprechen wie früher, da kann man nicht umhin, ihnen die Tugend der Consequenz zugestehen zu müssen. Wenn nun in neuester Zeit verschiedene Klagen über noch verschiedenere Berliner Zeitungen laut geworden sind, so kann man nur sagen, daß diese Klagen sich durch eine gewisse Dauerhaftigkeit auszeichnen, denn schon vor 220 Jahren verlautete dasselbe und zwar amtlich, wie sich aus den Correspondenzen des Grafen Adam von Schwarzenberg im Geheimen Staats-Archiv nachweisen läßt. Der Consistorial-Rath Cosmar hat diese Correspondenzen eingesehen und darunter einen Brief des Grafen vom 5. November 1628 an den Kurfürsten gefunden, der von Wien aus, wo sich Graf Schwarzenberg damals befand, Folgendes schrieb:

»Man hat allhier ein ziemliches Mißfallen an den neuen Zeitungen, die allemal aus Berlin geschrieben und gedruckt werden. Man sagt: es sey kein Ort im ganzen Reiche, da man also frei und schlimm schreibe gegen Ihre Kaiserliche Majestät oder gegen die Arme, als in Berlin. Allemal attribuire man der Kaiserlichen Macht Verlust und deren Feinden Victoria! —«

Der Kurfürst scheint diese Beschwerde seines Kanzlers gegen die damals noch in den Windeln liegenden Correspondenzen übel vermerkt zu haben, und schickte den Brief des Kanzlers an das Geheime Raths-Collegium nach-Berlin — er selbst befand sich damals in Königsberg — mit dem Vermerk, daß man doch zum Rechten sehen und Kaiserliche Hoheit nicht offendiren möge!

Das Geheime Raths-Collegium nahm sich indessen der von Wien aus verunglimpften Berliner Zeitungen an und berichtet submissiv: »Es ist gewiß, daß kein Wort in solcher Zeitung geändert wird, sondern,

wie sie aus anderen Orten gedruckt und geschrieben kommen, also drucket sie der Botenmeister.

Wir haben ihn aber nichts desto minder vor uns gefordert, und ihm gerathen, dies Zeitungsdrucken auf eine Zeit lang einstellen, oder doch des Kaisers lieber gar nicht zu gedenken. Er wird sich hierinnen wohl recht erweisen, »wiewohl er klaget, daß er sonst nicht zu leben hätte; denn die Besoldung, die er hat, ist nicht groß! —«

Hierauf rescribirte der Kurfürst:

»Ob es wohl eine Sache, daran sich die Wiener von Billigkeit wegen nicht zu scandalisiren hätten, weil ja leichtlich zu erachten, daß die Zeitungen anders bei uns nicht werden in Druck gegeben werden, als wie man sie unserm Botenmeister aus anderen Orten schreibt, so ist uns doch lieber, damit diesfalls den Leuten aller Praetex genommen werde, daß man dasjenige ungedruckt lasse, was vermuthlich Offension erregen möchte. — Doch könne man denen, welchen die Avisen zugeschickt werden, das Ausgelassene beschreiben! —«

Hierbei muß vor allen Dingen bemerkt werden, daß der Kurfürst Georg Wilhelm selber unter diejenigen gehörte, welchen die Avisen zugeschickt wurden, und daß er ein fleißiger Leser derselben war. Er wollte also selbst das Amusement einiger unfreundlichen Bemerkungen über Kaiserliche Majestät in Wien nicht entbehren, aber auch nicht dafür verantwortlich sein! Wahrscheinlich ist die Sache nun so eingerichtet worden, daß die Wiener Klagen wenigstens eine Zeit lang stille waren.

Leider haben sich keine dieser Avisen oder Zeitungsblätter aus jener Zeit erhalten. Man kann also nicht urtheilen, ob der damalige Botenmeister denn wirklich so frei und schlimm geschrieben habe, als man nach dieser amtlichen Beschwerde des Staats-Kanzlers annehmen muß. Hätte der Graf Schwarzenberg 220 Jahre später gelebt, so würde seine Beschwerde wohl noch etwas lebendiger und artikulirter gelautet haben, obgleich eine ähnliche Klage auch wohl reciproce von Berlin aus über Wien geführt werden könnte. Es hat etwas fast Rührendes, wenn der Graf Schwarzenberg schon damals ein solches Klagelied anstimmt, wenn man der Fortschritte gedenkt, welche die frühere Botenmeister-Nebenbeschäftigung seit jener Zeit gemacht — obgleich manche Umstände, die sich aus dieser Correspondenz für damals ergeben, auch jetzt noch vorkommen! Damals ließ das Geheime Raths-Collegium den Botenmeister vor sich kommen und ermahnte ihn, das Zeitungsdrucken eine Zeit lang einzustellen, oder doch des Kaisers gar nicht zu gedenken. Heut zu Tage besorgt das die Polizei; der gute

Rath, das Zeitungsdrucken eine Zeit lang einzustellen, wird aber mit dem praktischen Mittel verbunden, den jetzigen Botenmeister einzustechen und die Pressen zu versiegeln, was indessen auch nicht in allen Fällen hilft.

Damals meinte das Geheime Raths-Collegium, der Contravenient würde sich wohl recht erweisen, wie wohl er klage, daß er sonst nichts zu leben habe. Auch hierin stellt sich die Consequenz in dem Charakter der Personen und Charakteristik der Zustände heraus, denn auch heut zu Tage klagen die Abvisenschreiber, welche Offension gegeben, daß sie sonst nichts zu leben hätten, auch heute noch versprechen sie, wenn sie sich coram Praesidente oder praesidio befinden, sich recht zu erweisen, was aber, einem Gerüchte zufolge, ebenfalls nicht lange anhalten soll.

Das Beschreiben der eigentlich kitzlichen Fälle, die wohl Offension erregen mögen, hat sich auch bis auf unsere Zeit erhalten, nur nennt man dies jetzt anders und druckt es an einer Stelle, als wolle man eigentlich nichts damit zu thun haben. Das Publikum aber denkt wie Kurfürst George Wilhelm, und will gerade das Offendirende nicht entbehren, fängt auch meistens die Lektüre gerade beim Offendirenden an.

Da nun jede Consequenz Anspruch auf unsere Achtung hat, so sind die Klagen über die zu freien und schlimmen Zeitungen jedenfalls achtungs- oder doch wenigstens beachtenswerth. Wenn ferner Klagen so lange anhalten, als der Beweis für Klagen über Zeitungen vorliegt, so müssen dieselben doch wohl einige Begründung haben, und die Consequenz der Zeitungen jedenfalls erweisen.

Interessant ist es übrigens, aus dieser Correspondenz zu ersehen, welchen Ursprung denn eigentlich die Berliner Zeitungen oder »Wöchentlichen Avisen« genommen haben. Sie sind demnach entschieden älter, als Nicolai angiebt, der das erste Privilegium für den Druck der »Wöchentlichen Avisen« in das Jahr 1655 verlegt, also 27 Jahre später, als nach Schwarzenbergs Brief amtlich und urkundlich eine Berlinische Zeitung schon existirte. Ein großer Theil dieser Zeitungsnachrichten muß nicht gedruckt, sondern geschrieben verbreitet worden sein, denn eine Verordnung vom 29. Januar 1698 verbietet erst ein für allemal alle geschriebenen Zeitungen. Diesem Verbote der geschriebenen Zeitungen schloß sich nun wahrscheinlich die von dem Buchhändler Rüdiger unter König Friedrich I. gedruckte an, die aber allerdings so dürftig zusammengestoppelt ist, daß sie kaum den Namen einer solchen verdient. Namentlich ist die Ausbeute für das, was in Berlin selbst geschah, äußerst gering und beschränkt sich nur auf die Anzeige einiger Executionen und Hoffeste. Aber auch diese Dürftigkeit muß bem

König Friedrich Wilhelm I. schon zu gefährlich erschienen sein, denn bei seinem Regierungsantritt verbot er sie. Die Jahrgänge 1713 und 1714 fehlen daher! Beim Beginn des pommerschen Feldzuges wurde die Zeitung indessen wieder erlaubt, weil die Begierde des Publikums, Nachrichten von dem Kriegsschauplatz zu erhalten, gar nicht mehr zu bändigen war. 1722 erfolgte dann schließlich ein Privilegium für Müdiger, unter dessen Schutz die Zeitung bis zum Jahre 1740 erschien.

Die weitere Entwicklung des Berliner Zeitungswesens läßt sich aber freilich nicht in den Raum einer kurzen Nachricht zusammendrängen. Wir müssen uns daher auf die Zeit beschränken, wo sie Sr. kaiserl. Majestät in Wien zu frei und zu schlimm erschienen sind.

Es läßt sich annehmen, daß die von dem Gr. v. Schwarzenberg gemeinten »Berliner Avisen« nicht regelmäßig erschienen, sondern der Botenmeister nur dann eine beliebige Quantität eingegangener Neuigkeiten veröffentlichte, wenn ihm dergleichen besonders reichlich zugegangen waren. Wer dieser Botenmeister nun eigentlich war, ob er in dem Dienste einer kurfürstlichen Behörde, oder in dem Dienste der Stadt stand, darüber habe ich nichts ermitteln können. Von einem regelmäßigen Postwesen war damals bekanntlich noch nicht die Rede, und gehören die ersten nur irgend stabilen Einrichtungen desselben in die Regierungsperiode des großen Kurfürsten. Diese Zwanglosigkeit des Erscheinens mochte allerdings dem Rathe des damaligen Geheimen Raths-Collegiums, das Zeitungsdrucken einzustellen, sehr zu Hülfe kommen, denn wenn die Pause auch einmal etwas länger wurde, bis ein neuer Avis erschien, so konnte das Publikum wenigstens nicht murren. Auch Cosmar bedauert, daß er nirgend ein Blatt jener Berliner Zeitungen, weder der geschriebenen, noch gedruckten, zu Gesicht bekommen habe. An Flugschriften aus jener Zeit fehlt es bekanntlich nicht und sind dergleichen anscheinend vollständig — namentlich aus der Zeit des 30jährigen Krieges — auch reichlich vorhanden. Es müßte wirklich interessant sein, das, was damals in Wien für frei und schlimm gehalten wurde, mit Dem zu vergleichen, was gegenwärtig denn doch wirklich frei und wirklich schlimm ist. Damals empfand man, was Graf Schwarzenberg sagt: ein ziemliches Mißfallen darüber. Gegenwärtig möchte dieses Mißfallen aus dem Positiv des Ziemlichen in eine wesentlich höhere Potenz gehoben werden müssen, wenn man nur irgend gerecht sein will.

Ist also eine 220jährige Consequenz eine Tugend, so sind die Berliner Zeitungen tugendhaft.

(Spener'sche Zeitung vom 7. Dezember 1848.)

1629.

Kurfürstliches Verbot gegen Comödien und Gaukelspiele.

Das Panem et circenses! römischer Plebis hat auch in Berlin zu allen Zeiten seine Geltung gehabt, und es mochte sonst drunter und drüber gehen, Krieg, Hungersnoth, Pestilenz und theure Zeit das Land betrüben, so mußten unsere ehrsamten Altvordern etwas zum Amusement haben, ein Charakterzug, dessen Weiterwirkung sich bekanntlich bis auf die neueste Zeit nachweisen läßt. Vergebens kämpfte die Regierung gegen diesen Uebermuth an, und ob sie gleich hin und wieder die Geduld verloren zu haben scheint, indem sie stellenweise mit einem Monitorium unter die Amusements-Bestrebungen der Berliner Bürgerschaft fuhr, so scheinen dergleichen Ermahnungen nie lange vorgehalten zu haben, denn bald nachher war es wieder eben so toll, als vorher. Der schlagendste Beweis dafür ist wohl die rasche Aufeinanderfolge der beiden kurfürstlichen Briefe, vom 24. Februar 1623 und vom 16. September 1629, deren ersterer den Rath beider Residenzstädte Berlin und Köln ermahnt, die Schulkomoedien abzustellen, und deren zweiter beweist, daß der erste nichts geholfen hat, auch ein Umstand, der sich sogar noch später als 1629 in der Geschichte Berlins nachweisen läßt. Der erste dieser Briefe lautet nun folgendermaßen:

George Wilhelm Churfürst u. s. w.

Von Gottes Gnaden. Liebe Getreue:

»Es ist nunmehr inner und außer der Stadt erschollen unnd laut worden, daß Ir am 10. dieses Comoedien hinnen spielen lassen. Unnd befremdets uns zu forderst, dann auch männiglich, nicht so groß von den Schuelgesellen (wie woll es auch diese unbesonnen und unbedachtsam gaar gnug angefangen) als von Euch, daß Ir hierzu conniviret und euren Willen gegeben habtt. Jene mogten vielleicht hiran Ire unrechtes Thuen und vornehmen mit ehner schein-ursachen zu pallijren unnd zu bemänteln haben; als daß Sie des frembden Verstand also nicht

gewußt, oder als junge Leute es also nicht verstanden haben; oder was dergleichen mehr seyn mag (wiewoll es doch auch nicht Stich hält). Ir aber, als welchen der Jammer, die Nooth, das Elend des Landes nur zu überflüssig bekandt, wie Ir auch leichtlich schließen könnet, daß es gar nicht an der Zeit, sonderen ein lauterer, ungereimter Handell were, iho Comoedien spielen zu lassen, Habt das vorige zulassen mit nichts zu beschönnigen, denn Ir werdet nichts dergleichen in keyner Historien finden, auch nicht in den Geschichten der Heyden, dessen aber sehend die Alten geistlichen Scribenten voll, daß wahre Christen bey solchen Zeiten aller Comoedien vergessen; und damit es nicht auf eyne Tragödien herausliefe, Fast- und Betttage ange stellt, Gott um Vinderungen der Straffen vleissig auch mit threnen und zehren angerufen, alle üppigkeit, Comoedienspiell, und was des heillosen werkes mheer ist, aber weit von Ihnen seyn müssen.

Unnd das geschieht nun heuten, bei tagen, in wohlbestalten Republicen. — Wann die im Papstlichen was grosses vorhaben, muß warlich alles Comoedienspielen, wie sehr es auch sonst bey Inen eingerissen, feiren und aufhören, und fahen sie es mit dem vierzigstündigen Gebete an. —

Wer ist also unter Euch lüsternen Herzens gewesen, dessen Augen ihm oder dessen Ohren gejußt, dergleichen hölzernen Combdien und dazu so gaar zur Unzeit anzusehen und anzuhören. — Soll dann dieses der rechte Weg sein, den viel edlen guldenen und uns nun in die eilff Jar versperret gehaltenen frieden hinwieder zu erlangen. Fürwar, wo Ir oder Ewer Schulgesellen das glaubet, betrieget Ir und Sie Euch und sich gewaltig.

Wann auch alle übrige Landplagen und straffen gnediglich von uns abgenommen worden weren, da doch deren täglich noch vielmehrer seyn und sehre hart fühlten lassen, sollte doch allein einem wahren Christen, deme seine Religion lieb und ernst ist, derselben Religion so gefährlicher und übler Zustand überall im ganzen Reiche, dergleichen seit der Heyden Zeiten nie gewesen, von allen Begierden Comoedien zu spielen, oder den Spielenden zuzusehen, abhalten und zurückziehen.

Denn auf Verlust der wahren Religion stehet der verlust des Höchsten Guetes, und an dessen Statt setzt sich alsdann das ewige Verderben, so nimmer und zu keiner Zeit aufhören wird.

Darumb, wer sich iho nicht deshalb allein von Herzen betrübt, also daß er zeitliche Wollüste, wie köstlich die auch seyn mögen, gänzlich vergisset, der hat sich woll zu prüefen, ob er auch eines mahles unnter

die zahl der Rechtgläubigen möge gezehlet werden, Ihre Hoffnung schepffen könne. Wie viel wallen izo frommer Christen herum, die zu vornhin gnug hatten, und haben des lieben truckenen brotes nicht satt: wissen auch Ires elendes und jammers kein Ziell noch maassen!

Wer aber an dieselben gedeket, bei deme wird die Lust, den Affereyen, so bei denen Comoedien fürlauffen, zuzusehen gar leichtlich vergessen. Es were denn sache, das er mit der Thaat bezeugen wolte, das bei Ime alle christliche Liebe durchaus umbkommen und vertrieben worden, aber wehe dem Menschen, umb welchen es also stehet! —

Wollen uns dann die viele Wunderzeichen, die allein in diesem Jaare so hauffenweise im Lande gesehen worden, darunter das gewißlich was sonderliches ist, das man dasjenige Prodigium, so am 30. August wie ein Trache gestalt gewesen, in die 24 Meilen gesehen hat (welches woll von keinem Wunderzeichen gehört sein wird) nicht nur so weit erweichen lassen, daß wir unser gemuet und Herzen vor solchen heillosen Dingen, die da Gnade bey Gott zu erlangen gar nicht dienen, abwenden kunnten. — Sehr ist zu fürchten, es werde darüber noch seltsam zugehen. Wie ofte und viell haben doch auch die Noot, elend, und kummer des landes den Generalen, auch anderen vornehmen Kriegs-Offizieren aufs beweglichste so schrift- als mündlich fürgebracht werden müssen, es ist auch dasselbe also groos, das es nicht genugsam beschreiben, noch mit worten ausgesprochen werden kann!

Was werden diese Generalen aber davon halten, was werden sie hinforter uf die Schiftungen ober schreiben, so in Unserem Namen deshalb an sie abgehen, sagen ober auch sich daran kehren, wenn es — wie es nicht verbleiben kann, Sintemalen der Soldaten und Befehlshaber viele zu viele hinnen, welche die Fastnachtspuzen über die Gassen laufen sehen, — vor sie kommt, das wir der Freuden und Wollüste hier hinnen noch also voll, daß wir alles leidens so lieberlich vergessen und darinnen freude suchen können, darinnen doch keine ist?

Wir werden uns groos Bedenken machen, von nun an uf Ewer winseln undt claagen etwas mheer von uns zu schreiben, welches Ir ia pillig besser ewern Ampte ein Vergnügens zu thun bedenken sollen.

Ihr wiisset, wie kurz verwichener Zeit, als eine Hochzeit bei Euch gehalten werden sollen, ernstlich in unserm Namen unterfaget worden, mitt den guldenen Ketten ober auch anderen Geschmeide (welches ein jeder hätte zu dem mahle nicht zu prangen, sondern es vielmehr in den Winkel, darinnen es läge, verbleiben zu lassen. Sintemaln der Soldat und sein Befehlshaber auch woll hier hinnen und mitten in

der Stadt von den gulbenen Ketten und anderen, so an golbe und silber nur allhier vorhanden, nur gar zu woll zu reden wissen, also, daß nicht wenig zu befahren, daß Sie um bessentwillen, wann sich nur die geringste Ursache dazu sehen ließe, woll etwas in beeden Städtten rottiren dürften: daß auch denselbten Warnungen damaln gehörr geben, daran ist zu eurem selbst besten geschehen; aber damit dennoch die wenig gulbenen Kettlein, so vorhanden und zwar ganz zur Unzeit gesehen wurden, haben sich die evrigen Scolaren durch das evrige Verlauben, Comoedien zu Spielen, damit behengen und uf den Gassen spiegeln müssen, den Soldaten einen appetit zu machen, nach denselben einen Hunger zu gewinnen.

Es lagen aber an demselben Tage unterschiedliche Officierer hinnen, So zu demselben Cornet, welche am 12. hernacher durchmarschirten, gehörig waren, wie leichtlich hätte doch nur dadurch was angerichtet werden können, daß Euch das Comoedien spielen tawer genug gemacht haben würde! —

Ihr wisset, daß es wegen der dysenterien, auch anderen ansteckenden Krankheiten hierinnen noch gar nicht richtig, wenn nur ein Regiment der Stadt recht bestellet ist, da verhuetet der Magistrat außs allerbeste, daß die Leute nicht zusammen laufen! — Ir aber keret es grade umb, und ob die Leute sich sonst nicht zu hauffen zu sammeln begehrten, müßt Ir Sie dazu durch das unzeitige äffische Comoedien spielen gleichsam aufmuntern und auffrischen! —

Richtet Ir derowegen selbst, ob es voll bedachtsam mit dieser barmherzigen Comoedien zugehen! —

Wir aber tragen durchaus ein ungefallen hierob, und wie wir Euch vor Kurzen Jahren durch ein rescript, da eben auch die evrigen Schulgesellen mit bergleichen Comoedien spiell fürwitzig angezogen kommen wollten, solches umb der trübseligen Zeiten willen ganz abzustellen, anbefohlen; dem auch zu der Zeit, (wie Ir dessen schulbig seib) gehorsamet wurde, also wollen wir solch verbott hiermit abermalen und zwar noch mit mehrerem ernst renovirt und ernevert haben, mit der ausdrücklichen Verwarnung, daß wir Keinesweges also darueber hnzustreichen bedacht, ob bergleichen hochschädliche Uebertretung fürbas fürgehen sollte. —

Die Zeiten sind seithero nicht besser, sondern ärger worden, lassen sich auch von Tage zu Tage immer schlimmer an, mag derowegen auch des Verbots halber keine veränderung fürgehen, sondern es ist viel mehr über demselben steif und feste zu halten.

Und derothalben werdet Ir auch bergleichen exorbitantien in alle Wege verhüeten und ewer Ampt und der Stadt heill und vollfart Euch dahingegen unaufhörlich vor augen stellen, damit wir nicht wieder unferen Willen unsere gnaab (mit der wir Euch sonst voll geneigt gewesen) sonst von Euch zu wenden genöthiget werden.

Geben zu Eöln an der See am 16. Septembris in dem Jahre 1629.

An Buergermeister und Rathmann der Residenzstadt Berlin.

Einen ähnlichen, aber viel schärferen und hinsichtlich der landesherrlichen Ausdrucksweise noch ungezwungeneren Brief bekamen unter demselben Datum auch der Rector, die Conrectoren und die übrigen Collegen in beiden Schulen der Residenz Berlin. Hinsichtlich der Wirkung, welche beide Missiven hervorbrachten, läßt sich leider abermals nicht viel Erfreuliches melden, denn sonst würde der Kanzler v. d. Borne nicht seiner Zeit, das heißt nicht lange nachher, wieder über die Gaukelspiele, Comoedien und Mummenschänze geklaget und Zeter geschrien haben. Der kurfürstliche Brief selbst hat nun ganz entschieden mehrere Zwecke, einen religiösen, einen sicherheitspolizeilichen, einen Sanitäts- und einen ökonomischen Zweck, welche sich indessen sämmtlich in dem antitheatralischen Zweck harmonisch auflösen.

Der Magistrat von Berlin wird darin verschiedentlich bei der Ambition gepackt; es werden ihm verschiedentliche Texte gelesen, einige sanfte Hinweisungen formulirt, und endlich geradezu eine bestimmte Drohung ausgesprochen — nur schade, daß sich die von Seiten des Landesherrn eingeschlagenen Wege als vollkommen unwirksam erwiesen und die Sache durchaus beim Alten blieb.

Da übrigens der Kurfürst gegen 1620 selbst noch einen Hof-Comödianten, den sogenannten Junker Hans von Stockfisch gehalten, so muß sich diese Antipathie gegen äffische Comödien erst zwischen den Jahren 1620 und 1623 eingefunden haben. Geldmangel scheint wesentlich zu der contra-circensischen Stimmung beigetragen zu haben. Im Ganzen kann man nicht umhin, sich zu freuen, daß später der Schriftwechsel mit dem Magistrate von Berlin sich kürzer und namentlich ohne Anführung so vieler Gründe gestaltete; denn welche eine Litteratur in Briefform müßte sich seitdem angehäuft haben, wenn sämmtliche, dem Landesherrn mißliebige Dinge in Berlin Ermahnungs- und Verwarnungsschreiben hervorgerufen und die Schreiben sich einer solchen Ausführlichkeit erfreut hätten, als das Monitorium wegen des Comoedienspiels der Berliner Schulgesellen!

Die Vorsichtsmaßregeln wegen der güldenen Ketten, welche, wegen

möglichen Appetits der Soldaten nach denselben, besser in ihren Winkeln verbleiben sollen, hat etwas ungemein Rührendes, läßt aber leider gleichzeitig einen Blick in die Neigungen und Gewohnheiten der Offiziere und Befehlshaber jener Zeit thun, die heut zu Tage zuverlässig Anlaß zu einigen »Eingefandts« geben würden.

Wichtig ist auch der ausgesprochene Vorsatz, keine Notiz mehr von dem Winseln und Klagen des Berliner Magistrats nehmen und sich feinetwegen nicht mehr bei denen Generalen verwenden zu wollen, wenn er nicht, wie pillig, seines Amptes besser eingedenk wäre. — Der Ausdruck Winseln fällt in dieser landesherrlichen Zuschrift am meisten auf, denn ein winselnder Magistrat ist in der Geschichte Berlins wohl nur in diesem Documente nachzuweisen.

Wenn heut zu Tage ein landesherrlicher Mißbilligungsbrief gegen das Comoedienspielen erlassen werden sollte, so dürfte er zwar noch um sehr vieles länger gerathen, weil wirklich an sehr verschiedenen Orten der Residenzstadt Berlin Comödie und zwar sehr verschiedene Comödie gespielt wird, hinsichtlich seiner Wirkung dürfte er aber dem aus dem Jahre 1629 mitgetheilten sich annähern, das heißt, keine dergleichen haben. Am Schlusse sagt Kurfürst George Wilhelm zwar, er wäre nicht gesonnen, diesmal darüber hinzustreichen, sondern steif und fest an seinem Verbote zu halten. Die Folge lehrt aber, daß er doch darüber hingestrichen ist, daß die Steifigkeit und Festigkeit auf Seiten der Schulgesellen war und daß der Magistrat dergleichen exorbitantien nicht verhütet hat.

(Spener'sche Zeitung vom 15. August 1858.)

1631.

Gustav Adolph vor und in Berlin.

Wird König Gustav Adolph nach Berlin kommen — wird er nicht nach Berlin kommen?! — so lauteten am 3. Mai 1631 die Fragen aller sich Begegnenden auf den Straßen, hinter den schweren Eichen-tischen des Raths-Weinkellers, in jedem Bier-Ausschank. In Ebpentz ist er schon — den Grafen von Ortenburg hat er vorgestern schon an den Kurfürsten hereingeschickt, und gestern ist unser Markgraf Siegmund hinausgeritten, um den König von Schweden zu becomplimentiren.

Wenn man nur wüßte, was er eigentlich von unserm Kurfürsten will?

»Was er will? Cüstrin will er, und Spandau will er.«

Berlin nicht auch?

»Warum nicht? Der nimmt, was er in heutigen Zeitläuften kriegen kann — aber als Zugabe, denn unsere Wälle und Gräben, unsere Paar Bastions und alten Mauerthürme wollen nicht viel sagen. — Cüstrin und Spandau sind eigentlich die Hauptsache.«

Und wenn man sie ihm nicht giebt, wird er sie sich wohl nehmen — die halbe Mark hat er schon, und die Kaiserlichen gehen ihn aus dem Wege.

»Warum er sich nur damit so lange aufhält? Nach Magdeburg sollte er lieber gehen — die arme Stadt muß schwere Belagerung von dem Tilly leiden.«

Es geht sich nicht so leicht nach Magdeburg, wenn man Festungen hinter sich lassen muß, in denen der Kaiser noch starke Besatzung liegen hat. —

Dergleichen Gespräche sind zwar nicht durch Urkunden bis auf uns gekommen, weder Buchholz, Pauli, Küster, König, Wilken, Kriebel, Seebur, Klöden noch Fibicin haben sie uns wörtlich aufbehalten — aber sie könnten möglicherweise doch so geführt worden sein. Denn die

Umstände waren danach, daß sie hätten geführt werden können, und zwar wie gesagt, gerade am 3. Mai 1631.

Am Cöpenicker Thore, welches damals noch in der alten Roßstraße an der Roßstraßen-Brücke lag*), standen schon früh Morgens zahlreiche Gruppen von Bürgern, um den verhofften Einzug des siegreichen Schweden-Königs nicht zu versäumen. Statt dessen aber sahen sie zunächst einen Auszug mit an, und zwar den des Kurfürsten George Wilhelm, welcher in Begleitung des Markgrafen Siegmund, des Grafen von Schwarzenberg und des schwedischen Generals Gustav Horn die Stadt verließ, um diesen erwarteten Einzug durch persönliche Vorstellungen vielleicht noch zu verhindern.

Denn nachdem Markgraf Siegmund am Tage vorher in Cöpenick gewesen und wieder zurückgekommen war, wußte man, daß König Gustav Adolph immer dringender auf seinem Verlangen bestehe, Kurfürst George Wilhelm solle mit ihm ein Bündniß gegen den Kaiser schließen, vor allen Dingen ihm aber die beiden Festungen Cüstrin und Spandau übergeben.

Seut zu Tage würde man das »die Sicherung einer Operations-Basis« nennen. — Damals mögen die Worte, welche darum und daran waren, nicht so gelehrt geklungen haben — die Sache war aber durchaus dieselbe. — Der Eine hatte die Festungen und wollte sie gern behalten, der Andere hatte sie nicht und wollte sie gern haben, auf welche einfache Formel sich eigentlich alle divergirenden Ansichten über Festungen, kurzweg Belagerung genannt, reduciren lassen. Daß die Antwort des Kurfürsten auf diesen schwedischen Wunsch verneinend gelautet, läßt sich denken, da der Graf von Schwarzenberg in seinem Rathe saß, dem die Geschichte auch sonst noch manche Rechtfertigung schuldig ist.

Unterdessen muß der König aber wohl der unvorgreiflichen Meinung gewesen sein, daß sein Wunsch dem Kurfürsten faßlicher werden würde, wenn er mit seinem Heere sich Berlin näherte, und so standen denn 1000 Mann versuchter Infanterie und 4 Stück von der Sorte: ultima ratio regum am Morgen des 3. Mai bei Treptow, wahrscheinlich nur in der Absicht, den Weg für die beiderseitigen Couriere zu verkürzen.

*) Erst 1658 wurde das sogenannte neue Cöpenicker Thor in der jetzigen Wallstraße, auf der Stelle des Hauses Nr. 25 gebaut, desselben Hauses, welches noch jetzt als Sinnbild über der Thür den Simson führt, wie er die Thorflügel davon trägt. Dies Thor wurde im Jahre 1734 niedergerissen, als das jetzige Schlesiße und Cottbusser Thor erbaut wurde.

Ein solcher Courier war in der Person des Generals Horn am Abend vorher noch in Berlin eingeritten und hatte die Duplik des Königs auf die Replik des Kurfürsten gebracht. Heute sollte nun die Triplik erfolgen, und wären jene 1000 Schweden nicht schon bei Treptow angelangt gewesen, so würde es auch wohl zu einer Quadruplik und sofort ad infinitum gekommen sein, was man diplomatische Unterhandlung nennt. — So aber schien doch wirklich keine Zeit zu verlieren zu sein, und der Kurfürst mußte sich zu dem schweren Schritte entschließen, dem siegreichen Könige entgegen zu gehen.

Der alte Buchholz sagt, daß eine Zusammenkunft eine Viertelmeile vor der Stadt stattgefunden, und König setzt hinzu: »im nahe gelegenen Walde«, also ungefähr bei der Brücke über den Landwehrgraben, denn von der alten Koffstraße bis dorthin mag wohl ziemlich eine Viertelmeile sein. Schriebe König seinen »Versuch einer historischen Schilderung« heut zu Tage, so würde er hinzufügen: da, wo ehemals ein Wald gestanden — denn bekanntlich ist in den vierziger Jahren des laufenden Säculi in jener Gegend sehr — geholzt worden.

Die Holzung gehört aber als Gegenstand administrativer Maßregeln nicht in unsere Erinnerungen, da wir es nur mit dem damals wirklich noch »nache gelegenen Walde« zu thun haben. Kurz, die Zusammenkunft erfolgte, und jeder Spaziergänger kann sich in jener Gegend beliebig einen Ort aussuchen, wo sie stattgefunden haben könnte, um seine historischen Erinnerungen an jene merkwürdige Zeit anzuknüpfen. Den Wald kann man sich dann, mit nur einiger Anstrengung der Einbildungskraft, leicht hinzudenken.

Bei der Begegnung beider Fürsten ging es, wie einer unserer Geschichtsschreiber sagt, »freundlich, aber langsam« her, wozu schon eine geringere Anstrengung der Einbildungskraft gehört, als bei dem Walde. — Von der einen Seite mögen die Begrüßungen, die Bemerkungen über das wahrscheinlich schöne Wetter und sonstige einleitende Formeln, die Unterhaltung verlängert haben, denn der Kurfürst »konnte zu keinem Entschluß kommen«. Von der andern Seite überstrang man aber Alles nicht eigentlich zur Sache Gehörige.

Die vier Gegenstände mit der Inschrift: *ultima ratio regum* — setzten sich in Bewegung, um den Einzug zu anticipiren. Die 1000 Schweden setzten sich ebenfalls in Marsch, und da George Wilhelm veräußert hatte, seine *ultima ratio Electoris* mitzubringen — wahrscheinlich weil er keine dergleichen fahrbar hatte — so fing man zuvörderst damit an, in Berlin einzuziehen, die weiteren Verhandlungen

aber auf eine bequemere Umgebung, etwa des Schlosses in Berlin, aufzusparen. Sehr naiv erzählt König, Theil I. Seite 219 seiner historischen Schilderung, daß es von Seiten des kurfürstlichen Gefolges geheißsen habe: »Was will man machen? die Schweden haben Kanonen!« — Auch eine von jenen Redensarten, die möglicherweise wohl gehalten worden sein könnten!

Hatte man also ein Feuerwerk oder eine Kanonade in Treptow gehofft, so wurde diesmal nichts daraus, wie dies später auch einige mal vorgekommen sein soll.

Die am Cöpenicker Thore in Berlin harrenden Bürger sahen nun nicht allein den König Gustav Adolph, sondern auch 200 Schweden benebst jenen Kanonen und 5 Schwadronen Reiter einziehen. Das Schauspiel dieses Einzuges hatten sie umsonst; das Bezahlen kam erst später, als diese und am folgenden Tage auch noch einige Tausend Andere einquartiert wurden und beköstigt werden mußten.

Das Eigenthümliche dieses Einzuges bestand nun zunächst darin, daß die Schweden sich veranlaßt fühlten, die Brandenburgische Wache im Schlosse abzulösen und die Sicherheitspflege selbst zu übernehmen, so daß der Kurfürst nicht mehr Herr in seinem eigenen Hause war, was eben nicht zu einer behaglichen Stimmung der Schloßbewohner am Abende des 3. Mai 1631 beigetragen haben mag. Die schwedischen Reiter patrouillirten in den Straßen, hatten Standartenwachen auf den Plätzen und gaben sich die größte Mühe, den Brandenburgischen Truppen jede Mühwaltung abzunehmen, was nur einen neuen Beweis für die Urbanität des schwedischen National-Charakters giebt.

Wünschen wir Allen, Berlinern und Schweden, Infanterie und Cavallerie, Hofherren und Bürgern eine wohltschlafende Nacht, und sehen wir, was weiter geschah, als »Eos mit Rosenfingern erwachte« und den 4. Mai 1631 verkündete.

Die Nacht war ruhig vergangen. Mit dem frühen Morgen aber wurde es um so lebendiger in Berlin, denn vor den Thoren langte nach und nach das ganze schwedische Heer an und unterhielt mit den Kameraden, die schon glücklich drinnen waren, einen lebhaften Verkehr. Die schwedische Wache im Schlosse wurde mit der größten Ordnung abgelöst und noch einige Kanöndchen an vorzugsweise günstigen Stellen aufgefahren. Befehle kamen vom Schlosse, wie sonst, nur aus einem andern Zimmer, als gewöhnlich. Die Wälle und Mauern wurden besetzt und in der Stadt schien Alles schon abgemacht. Auf dem Schlosse aber mag es peinlich genug ausgesehen haben,

denn erst um 9 Uhr Abends kam es zu einem Vergleich, insofern man eine Gewährung alles dessen, was der gewaffnete Gast nur forderte, noch einen Vergleich nennen kann. Kurfürst George Wilhelm befand sich in der That in einer höchst drückenden Lage. Als Fürst des deutschen Reiches sollte er mit einem Feinde des deutschen Kaisers ein Bündniß schließen, und doch war dieser Feind ein Evangelischer, ein ritterlicher Fürst, dessen Absichten, gerecht, edel und glaubensmuthig, den bedrängten Protestanten Hülfe bringen konnten. Wiederholt fanden im Laufe des Tages Conferenzen der Minister, Besprechungen der Fürsten statt. König Gustav Adolph erkannte sehr wohl, wie seine Anwesenheit und seine Forderungen den Kurfürsten quälen mußten, und sagte zu Herzog Hans Albrecht von Mecklenburg, der diesen Besprechungen bewohnte: »Ich kann es dem Kurfürsten nicht verdenken, daß er traurig wird; es sind gefährliche Dinge, die ich begehre; aber ich verlange sie doch nicht mir, sondern ihm und seinem Lande und Leuten, ja der ganzen Christenheit zum Besten, denn ich will Magdeburg entsetzen. Will mir Niemand beistehen, so ziehe ich von hier stracks wieder zurück und biete dem Kaiser einen Vergleich an; ich weiß, er wird ihn eingehen, wie ich ihn verlange. Aber am jüngsten Tage werdet Ihr angeklagt werden, daß Ihr nichts bei dem Evangelio habt thun wollen; es wird Euch auch hier vergolten werden, denn ist Magdeburg weg, und ich ziehe davon, so sehet zu, wie es Euch gehen wird.«

Wie wahr der ritterliche König gesprochen, bewies die Zukunft nur zu deutlich. Wer mag es aber dem Kurfürsten und seinen Rätthen verdenken, daß sie die aufgedrungene Vermittelung einer fremden Macht scheuten? — So fest auch Schwarzenberg sonst in seiner Ueberzeugung war, durfte er es dem offenbaren Zwange gegenüber bleiben? Die Lage war in der That eine heispiellose!

Abends um 9 Uhr endlich wurde der Vergleich unterschrieben und sofort den Truppen und den Bürgern bekannt gemacht. Die Festung Spandau wurde den Schweden eingeräumt, doch sollte die schwedische Besatzung auch dem Kurfürsten schwören und, wenn Magdeburg entsetzt wäre, wieder abziehen. Noch in der Nacht zog der Oberst Axel Ville mit den zur Besatzung bestimmten Truppen nach Spandau ab und nahm den kurfürstlichen Befehl mit, der dem dortigen Commandanten das Geschehene anzeigte und den Obersten Axel Ville gleichzeitig zum Commandanten ernannte. — Man wollte dort dieser Botschaft nicht trauen, und schickte nach Berlin um Verhaltungsbefehle; als diese aber Alles bestätigten, wurden am 6. die Thore geöffnet.

Die schwedische Armee verließ am 5. Berlin und marschirte über Potsdam und Brandenburg in der Richtung nach Magdeburg ab, um der schwer bedrängten Stadt zu Hülfe zu kommen. Der Fall Magdeburgs am 10. ist bekannt, und als die Nachricht nach Berlin kam, daß Lilly im dortigen Dome nach dem fürchterlichen Blutvergießen des Sturmes den Ambrosianischen Lobgesang habe anstimmen und den ersten katholischen Gottesdienst wieder halten lassen, da erfüllte sich, was König Gustav Adolph so gewichtig gesprochen: »Sehet zu, wie es Euch gehen wird!« — Und wahrlich, Berlin weiß von dem, wie es es ihm bis 1640 gegangen ist, zu erzählen.

(Spener'sche Zeitung vom 3. und 4. Mai 1847.)

1631.

Berlin beschossen!

Der furchtbare Fall Magdeburgs am 10. Mai 1631 hatte seine schwere Folgen auch für Berlin. Der Kurfürst hatte zwar dem allerdings etwas zwanglosen Auftreten der Schweden in dieser Stadt am 3. Mai die Besetzung Spandau's nachgegeben, aber kaum liefen die unglücklichen Nachrichten aus Magdeburg und namentlich von dem in Lilly's Gefangenschaft gerathenen Administrator des Erzbisthums, Markgrafen von Brandenburg, an den Hof ein, so gewannen die Vorstellungen des Ministers Adam von Schwarzenberg sehr natürlich eine größere Eindringlichkeit und es wurde sofort im Rathe beschloffen, auf Räumung der Festung Spandau durch die Schweden zu bringen. Als Vorwand dazu wurde behauptet, daß der Vergleich vom 4. Mai durch den Fall Magdeburgs seinen Zweck verfehlt, also folgerichtig auch seine Endschafft erreicht habe, wogegen allerdings dem Wortlaute nach, nicht viel zu sagen ist. — Indessen läßt sich die Stimmung denken, in welcher Gustav Adolph diese Botschaft von Seiten Brandenburgs empfing. Er mußte sich dadurch in seinem Rücken bedroht und von seinen Hülfquellen in Schweden abgeschnitten glauben, wollte aber doch aus dem zeitigen Besiß Spandau's keinen Vortheil ziehen und lieber durch ein Verlassen der Festung sich von jeder Verbindlichkeit frei machen. Die schwedische Besatzung rückte daher wirklich zu Ende des Monats Mai aus Spandau aus und stieß zu dem von der Elbe wieder in die Marken zurückkehrenden schwedischen Heere. Diese Bereitwilligkeit überraschte den kurfürstlichen Hof, erfüllte ihn aber auch mit der Besorgniß, daß nun die Schweden als offene Feinde im Lande auftreten würden, welche Besorgniß von den Ereignissen nur zu sehr gerechtfertigt wurde. War am 3. Mai die Spannung der Berliner schon groß gewesen, ob die Schweden in Berlin einrücken würden oder nicht, so wurde sie am 8. Juni sehr viel größer, denn auf den Höhen im Westen und Süden der Stadt

erschiene an diesem Tage alle Regimenter, die damals das zum Entsatz von Magdeburg herangezogene schwedische Heer bildeten. Man war sich bewußt, den Zorn Gustav Adolphs gereizt zu haben und mag daher der Besuch Neugieriger in dem aufgeschlagenen schwedischen Lager von Seiten der Berliner nicht besonders zahlreich gewesen sein, um so mehr, als man von den Thürmen der Stadt die deutliche, aber nur in geringem Grade beruhigende Bemerkung machte, daß sämtliche Geschütze auf den Anhöhen gegen die Stadt aufgeföhren wurden. Der Kurfürst ließ den König, seinen Schwager, einladen, eine Wohnung auf dem Schlosse in Berlin anzunehmen, was aber sofort abgelehnt wurde. Nun war wohl kein Zweifel mehr, daß Gustav Adolph getadezu feindlich auftreten würde und eine gelinde Angst bemächtigte sich bei der vollständigen Widerstandslosigkeit der Stadt, verschiedener Gemüther.

Bei dieser Gelegenheit stoßen wir auf eine historische Unklarheit hinsichtlich einer angeblich stattgefundenen Beschießung der Stadt, die bis jetzt wenigstens von keiner Autorität entschieden ist, weil die vorhandenen Quellen sich geradezu widersprechen. Vocceus behauptet in seiner handschriftlichen Chronik, daß das Bombardement sofort nach Ankunft der Truppen begonnen habe. Er sagt: »Die ganze Schwedische Armee wurde am 8. Junio wieder vor die Residenz geführt, mit Stücken gewaltig canoniret und alle Feindseligkeit angedräuet. Ich kann mich erinnern, wie die Häuser und Leute gebebet haben, wenn die Salven nacheinander los gegangen sind. Bei diesem gefährlichen Stande der Dinge ist der Sächsische General Arnimb Unter Händler gewesen« u. s. w. König aber erzählt, daß die Schweden, als der Kurfürst nach seinem Besuche im Lager, von dem wir weiterhin noch sprechen werden, in die Stadt zurückkehrte, alle ihre gegen die Stadt gerichteten Kanonen ihm zu Ehren gelöst aber unglücklicherweise vergessen hätten, daß sie noch scharf geladen waren. Er giebt zwar seine Quelle nicht näher an, bei dem überaus reichen archivalischen Material, welches diesem bewundernswerth fleißigen Sammler zu Diensten gestanden und noch jetzt von seiner Hand abgeschrieben vorliegt, läßt sich aber kaum annehmen, daß eine solche Angabe, die er als eine besondere Merkwürdigkeit hervorhebt, allen Grundes entbehren sollte, um so mehr, als seine vielfachen Citate beweisen, daß er den Vocceus sehr wohl gekannt hat.

Daß die Schweden aber überhaupt Berlin beschossen, ist unzweifelhaft, eben so die breitägigen Unterhandlungen des Sächsischen Generals Arnimb, welche indessen nicht den gewünschten Erfolg hatten. Der Kurfürst sandte am 10. Juni die Kurfürstin in das Lager hinaus »um

gelindere Conditiones zu erlangen«, aber ebenfalls vergeblich. Endlich entschloß sich am 11. der Kurfürst selbst, zum König hinauszugehen und wenn es nicht anders ginge, in das Unvermeidliche zu willigen. Schwerlich hat er dies mal den Grafen Schwarzenberg auf seinem peinlichen Gange mitgenommen, denn Gustav Adolph wußte sehr wohl, daß dieser sein vornehmster Widersacher war. Die Unterhaltung zwischen den beiden verschwägerten Fürsten mag eben nicht die erfreulichste gewesen sein, denn was halfen alle Ausflüchte, Vorstellung aller Schwierigkeiten der augenblicklichen Lage! Die Forderungen des Königs waren bestimmt und keinem Deuteln unterworfen. Es handelte sich abermals um die Besetzung von Spandau, den gesicherten Uebergang über die Oder bei Cüstrin und 30,000 Thlr. monatliche Verpflegungsgelder, eine Geldsumme, deren Aufbringung damals in der so ausgefogenen Mark wenigstens durch die Regierung, geradezu eine Unmöglichkeit war. Bekanntlich hat aber derjenige, welcher verpflegt werden will, eine wesentlich andere Ansicht von der Herbeischaffung des dazu nöthigen Geldes, als derjenige, welcher eventuell diese Herbeischaffung besorgen soll. — Es mag also in der Unterhaltung der beiden fürstlichen Schwäger zu sehr divergirenden Meinungen gekommen sein. Wir wissen zwar nicht genau, welches der Inhalt des Gespräches gewesen, welches bei dieser Gelegenheit im schwedischen Lager vor Berlin gepflogen, können indessen auf den ungefähren Inhalt desselben schließen, wenn wir dem in Dreyers »Beiträgen«, Seite 218, gegebenen Bericht der Nürnbergischen Abgeordneten über ihre Audienz bei dem König Gustav Adolph am 9. Juni 1632 trauen dürfen. Der König soll, nach Angabe dieser Deputirten, geäußert haben:

»Kurbrandenburg hätte sich dermaßen feindselig gezeigt, und nicht allein dem Feinde allerlei Vorschub gethan, sondern auch seine Stücke wider Ihre Majestät und dero Kriegsvolk gerichtet, auf sie losgebrannt und keinen Paß gestatten wollen, also, wenn er nicht sein Schwager gewesen, sie ihn von Land und Leuten würden getrieben haben, daß er mit einem Stecken hätte müssen davon gehen. Ihre Majestät hätten ihm angeboten, Ihr Volk ihm zu überlassen und den Krieg selbst in Pommern zu führen. Aber wie Boas zu seinen Freunde gesagt, wenn er das Erbe kaufen wollte, daß er auch die Ruth nehmen müßte: also hätten auch sie ihrem Schwager freigestellt, das Land zu behalten, jedoch, daß er dabei den Krieg führen und die armen Leute defendiren sollte.«

Man kann nicht anders sagen, als daß, nach diesem echantillon zu urtheilen, die Entrevue der beiden Potentaten schwerlich eine besonders

genugthuende gewesen sein wird, denn das zwar poetische, aber nichts desto weniger doch etwas grobe Bild mit dem Stecken, an welchem der Kurfürst hätte von Land und Leuten gehen sollen, läßt vermuthen, daß irgendwelche Reibungen zwischen den Unterhandelnden stattgefunden haben mögen. Der Erfolg entsprach dann auch dieser Voraussetzung, indem die Schweden am 12. wirklich Spandau wieder besetzten, ohne besondere Formalitäten durch Berlin zogen, die Spree überschritten und dann nach Sachsen marschirten. Gustav Adolph kam selbst diesmal nicht nach Berlin, sondern blieb bis zum 14. in Spandau, von wo er »wegen Ankunft eines Muscovit'schen Gesandten« wie Vocecius sagt, nach Stettin und dann nach Sachsen reisete. Seine Truppen sorgten indessen bei ihrem mehrmonatlichen Aufenthalt in der Mittelmark durch persönliche Bemühung für die richtige Zahlung der monatlichen Contribution von 30,000 Thln., und den darüber vorhandenen Gerüchten, als auch der allgemeinen Wahrscheinlichkeit nach, gelang ihnen diese Beschäftigung unendlich viel besser, als sie den kurfürstlichen Rent- und Ziesemeistern gelungen sein würde, schon weil die Art der Beitreibung sich in zwangloseren Formen bewegte, als dies von Rent- und Ziesemeistern gebräuchlich war und noch heut zu Tage von den Steuer-Empfängern, dieser sinnreichsten Erfindung des modernen Staatslebens, gebräuchlich ist.

Daß in der sogenannten »Kugellammer« des königlichen Schlosses, einem Gemache, welches später zur Wohnung König Friedrichs I. gehörte, noch jetzt mehrere blank polirte Kanonenkugeln aufbewahrt werden, welche von dieser schwedischen Beschießung Berlins am 11. Juni 1631 herrühren sollen, ist bekannt, — wenigstens Allen, welche das königliche Schloß genau besichtigt haben; denn die Kugeln werden als besondere Merkwürdigkeit gezeigt.

(Spener'sche Zeitung vom 21. Juni 1857.)

1633.

Vom kurfürstlichen Hofhalte.

In den veränderlichsten unter den veränderlichen Dingen dieser sublimarischen Welt gehören bekanntlich die sogenannten Etats. — Ihre Veränderungen sind theils chronischer, oder vielmehr chronologischer Natur, insofern sie gewöhnlich jährlich einmal eintreten; theils sporadisch-epidemisch, weil sie manchmal durchgreifend, und, wie man zu sagen pflegt, »im Rummel« abgemacht werden.

Dergleichen durchgreifende Veränderungen pflegen sich meistens bei Regierungswechseln zu ereignen, wie z. B. am Abende des 24. Februar. 1713, wo auf einmal 90 Kammerherren von dem Hof-Stat Königs Friedrich I. gestrichen wurden, was ebenfals eine Verringerung des Stats genannt werden muß. — Sonst charakterisiren sich dergleichen Verringerungen des Stats vorzüglich durch ökonomische Präzipsien in den untersten Schichten des dienenden Personals, während bei denen, die dergleichen Verringerungen aus Oekonomie vorschlagen oder bevorworten, sich historisch nur Zulagen nachweisen lassen.

Daß das Jahr 1633 für unsere Brandenburgischen Markten zu »denen unglücklichen Zeitläuften« gehört, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung, da der dreißigjährige Krieg noch in der schönsten Blüthe stand, und die kriegführenden Parteien nach Herzenslust in der »Sandbüchse des heiligen römischen Reiches« — wirthschafteten. Noth und Elend, wohin man sah! — Häufig begegnet man in unsern Geschichtschreibern der Angabe, daß selbst der kurfürstliche Hof gerabezu Mangel gelitten und man nicht mehr gewußt habe, wo man nur die äußerste Nothdurft hernehmen sollte.

So fleißig auch der Ordensrath König theils in seiner gedruckten »Historischen Schilderung«, theils in seinen auf der Königl. Bibliothek vorhandenen Manuscripten die Etats aus früherer und späterer Zeit gesammelt, so fehlte doch eine vollständige Uebersicht des Hofhalts

unter Kurfürst George Wilhelm, bis der ämsige Bister eine solche in seinen »Berlinischen Blättern« 1797 veröffentlichte, leider aber, ohne seine Quelle zu nennen. Sie führt den Titel: »Verzeichniß des kurfürstlichen Hofstaats, wie viel Diener und Pferde einem Jeden passiret werden«, ist im Jahre 1630 entworfen, am 20. Dezember 1633 aber revidirt worden.

Die Summe der ganzen Hof-Dienerschaft ist nach diesem merkwürdigen Aktenstück, 369 Personen mit 77 Pferden — eine allerdings mit den grellen Schilderungen des Mangels in jener Zeit in auffallendem Widerspruche stehende Zahl, von der sich wohl begreifen läßt, daß es seine Schwierigkeiten gehabt haben mag, regelmäßig den nöthigen Unterhalt herbei zu schaffen.

Bei dem Durchgehen der einzelnen Posten finden sich vier Geheimräthe: von Wilmersdorf, von dem Knefsebeck, von Pfuhl und von Brunn, jeder mit vier Dienern und einem Vorschneider, der jüngere von Wilmersdorf, außer mit zwei Dienern auch mit zwei Pferden angefetzt, obgleich man das Verhältniß, welches zwischen dem Amt des Vorschneiders und den beiden Pferden obgewaltet hat, gegenwärtig nicht mehr ganz genau erkennen kann.

Zwei Kammerdiener — Veit Heibekamp und Christian Brahbe — haben jeder, außer zwei Dienern auch noch drei Pferde, waren also jedenfalls berittene Kammerdiener, was jetzt auch, selbst während der Feldzüge abgekommen ist. Ein Kammerpage, von Patner, mit zwei Dienern, neun Edelknaben und ein Jungfernknecht, sämmtlich unberitten. Einen Leib-Bader und einen Leib-Barbier mit mehreren Gefellen und Jungen. — Einen Kammer-Schneider und einen Leib-Schneider, welcher Letztere aber zu seiner Leibschneiderei einen Bedienten brauchte. Ein Kammer-Drechsler mit einem Jungen, ein Zeltschneider, fünf Trompeter, ein Bettmeister mit zwei Dienern. Ein Conditior und ein Reise-Conditior mit einem Jungen; der Maler Czwiezek mit einem Jungen. — Der Name dieses Malers findet sich Schwezge, Schwizki, Schwizken und Cwiczke geschrieben. Er hatte früher 50 Thaler Gehalt, freie Wohnung, freien Tisch bei Hofe und jährlich zwei Kleidungen. In diesem Jahre wurde aber sein Etat auf 150 Thaler, freie Feuerung und einen Jungen erhöht. Im Charlottenburger Schlosse befindet sich ein Bild des großen Kurfürsten und seiner Familie aus dem Jahre 1648 von ihm.

Nach dem Speise-Etat vom Jahre 1638 erhielt Herr Czwiezek wöchentlich einen halben Hammel, zwei mal Fische, wobei die allerdings

etwas hemmende Bemerkung: »wenn sie vorhanden«, oder trockene Fische, zu Zeiten etwas Salz, ein Pfund Butter, etwas Gemüse, und täglich auf ihn, seinen Gesellen und Jungen sechs Brote, thut wöchentlich 42 Brote, ebenso täglich 4 Quart Bier, der Junge aber ein Quart, also nach damaliger Rechnung beide wöchentlich 4 Stübchen und 3 Quart, denn das Stübchen hatte 8 Quart. Im Jahre 1638 hatte sich dann zu dem Jungen auch noch ein Geselle eingefunden.

Die kurfürstliche Hof-Apothekete bestand aus einem Apotheker, einem Reise-Apotheker, einem Gesellen, einem Jungen, einem Diener und einer stummen Person, eine Charakteristik, von der man gegenwärtig nicht weiß, was man davon zu halten hat. Wahrscheinlich hatte diese stumme Person in pharmaceutischen Angelegenheiten nicht mitzureden. Sonderbar ist, daß zwischen Leib-Schneider und Kammer-Drechsler auch ein — »Maß der Stumme« angeführt ist, der ebenfalls freien Tisch bei Hofe hat. Was es für eine Bewandniß mit diesem »Maß dem Stummen« gehabt, ist freilich jetzt nicht mehr zu erkennen, da später »stumme Maße« bei Hofe nicht wieder vorkamen, sich also kein nur einigermaßen befriedigender Schluß auf ihren damaligen Wirkungskreis machen läßt.

— In der Hof-Küche gab es einen Küchen-Meister, einen Küchenschreiber, dann aber Mund-Röche, Ritter-Röche und Haus-Röche, Pasteten-Bäcker, Schlächter, Jungen und Knechte, zusammen 47 Personen.

Im Weinkeller waren neun Personen, ein Haus-Kellner, ein Keller-Schreiber, ein Reise-Keller-Schreiber, sonst Mundschenken, Bierschenker und Aufwärter. — Hier begegnen wir zum ersten Male der reformatorischen Formel: »Was an Answärtern, oder an Kellnern darüber ist, soll abgeschafft sein«.

Der Ober-Schenk Herr v. Brügge hatte drei Diener und drei Pferde; also war auch die oberste Keller-Behörde beritten.

Die Silber-Kammer bestand aus einem Silber-Meister, einem Silber-Diener, zwei Jungen, einer Zinn- und Silber-Wäscherin, zusammen aus sechs Personen. Auch bei diesen stand das Donnerwort: »Die Uebrigen werden abgeschafft.« Auch ein Speise-Keller findet sich mit drei Personen angeführt, die also nicht zur Hof-Küche gehört zu haben scheinen und ebenfalls den Wink erhielten, daß die über drei angegebenen Aufwärter abgeschafft sein sollen.

Die Jägerrei ist mit 32, der Marstall mit einigen 40 Personen, die Trabanten mit 24 und außerdem die Hof-Staaten der kurfürst-

lichen Prinzessin Louise und des Markgrafen Sigismund zahlreich besetzt, so daß die Zahl von 369 Personen herauskommt. Rechnet man die »abgeschafft werden sollenden« dazu, so erscheint das ansehnliche Totale von circa 400 Personen, die jedenfalls auf eine Einwohnerzahl von circa 6000 Menschen, wie Berlin damals hatte, sehr bedeutend erscheint.

Was übrigens mit diesem Freittsch bei Hofe gemeint ist, davon giebt der Wochen-Etat für den Schloß-Hauptmann insofern einen Begriff, als ihm, außer dem freien Essen, wahrscheinlich zu allerlei Imbissen und kalten Rüchen noch extra wöchentlich ein Hammel, zwei Pfund Butter, eine Meße Salz, eine Meße Hirse oder anderes Gemüse, ein halbes Schock Krebsse, etwas frische Fische, jedoch auch mit der Bedingung: »wenn sie einkommen«, sonst trockene, $\frac{1}{2}$ Loth Saffran, $\frac{1}{2}$ Loth Nägelein, 3 Loth Ingwer, 4 Loth Pfeffer, $\frac{1}{2}$ Pfund Zucker, $\frac{1}{2}$ Loth Muskatblumen, $\frac{1}{2}$ Loth Zimmet, 2 Pfund Pflaumen und noch etwas an Gartenfrüchten, 7 Quart Rheinwein, 7 Quart Landwein, eine halbe Tonne Lagerbier, 4 Quart Weinessig, 8 Quart Bieressig und täglich achtzehn Brote gereicht wurden. — Man würde ungerecht sein, wenn man behaupten wollte, der Schloß-Hauptmann hätte mit diesen extra Kleinigkeiten nicht auskommen können. Auch ist es erfreulich, daß hiervon nichts gestrichen und abgeschafft worden ist.

Was an dem Speise-Etat noch auffällt, ist »des Vorreiters Wittwe«, die wöchentlich mit einem halben Hammel, etwas an Fischen, 14 Broten und 14 Quart Bier — also täglich mit zwei Quart — angefetzt ist. Dieses Vorreiters Wittwe scheint demnach einen heftigen Durst gehabt zu haben. — Viele Personen erhielten statt der Natural-Verpflegung ein wöchentliches Kostgeld, namentlich fast das sämmtliche Küchen-Personal. Sehr vorsichtig!

Ein Posten dieses Speise-Etats würde sich tieferer historischer Forschung empfehlen; es findet sich nämlich plögllich: »Micheln im Bierkeller«. Ist dieses Micheln der an dem Namen Michel ohne Artikel declinirte Dativ? oder der Eigenname selbst im Nominativ? — Wer vermöchte das zu entscheiden?

Also zwei Curiosa: Maß der Stumme und Michel im Bierkeller. Bei dem Letzteren kann man sich einer angenehm erregten Phantasie nicht erwehren.

Michel im Bierkeller! und noch dazu im kurfürstlichen Bierkeller! — Welche beneidenswerthe Anstellung! — Man sieht ihn ordentlich vor sich.

Zum Schlusse finden sich auch noch vier Brote für fünf Hof-Kraniche, 56 Brote für eine nicht angegebene Zahl von Hof-Rehen und 21 Brote für eine gleiche Zahl von Hof-Affen, von denen auch keine abgeschafft wurden.

So fand der große Kurfürst den Hofhalt seines Vaters, als er im Jahre 1640 zur Regierung kam.

Mit dem so oft behaupteten übermäßigen Mangel und kaum zu befriedigender Nothdurft des kurfürstlichen Hofhaltes zur Zeit George Wilhelms ist es also nicht ganz so schlimm gewesen, und hat sich mit einer Bedienung von vierhundert Personen, so wie nach dem Victualien-Verbrauch zu schließen, schon leben lassen. Die Gestrichenen und Abgeschafften dürften sonach jenen Mangel und Nothdurft um so lebhafter empfunden haben.

(Spener'sche Zeitung vom 20. Dezember 1847.)

1639,

Allerlei Steuer-Ausschläge.

Das Wort Kriegs-Contribution, an sich ein recht hübsches, wohlklingendes und volltönendes Wort, hat gegenwärtig für unsere Markten nur noch einen historischen Klang, und jüngere Leute ahnen gar nicht, welche eigenthümliche Wirkung es zu sehr verschiedenen Zeiten auf ihre respektiven Väter und sonstigen Ahnen gemacht.

Zwar wird auch jetzt noch hin und wieder das Gedächtniß der älteren Bewohner unserer Vaterstadt aufgefrischt, wenn von den, zur letzten Kriegszeit kontrahirten städtischen Schulden die Rede ist. Im Ganzen und Allgemeinen denkt man sich aber nichts dabei. Desto mehr haben sich aber diejenigen dabei gedacht, denen früher von Schweden, Oesterreichern, Russen und Franzosen dergleichen zugemuthet wurde, und stellt man zusammen, was Berlin im Laufe der Zeiten an Kriegs-Contributionen hat aufbringen müssen, so ergiebt sich ein ganz hübsches Sümmechen. Namentlich wurde dieses durchgreifende Mittel, rasch zu Gelde zu kommen, während des dreißigjährigen Krieges von den geehrten Herren Feinden der Kurmark Brandenburg mehrere Male gegen Berlin angewendet und noch namentlicher im Jahre 1639, zu einer Zeit, wo das Elend und der Mangel in unserer Vaterstadt auf einen jetzt kaum denkbaren Grad gestiegen war.

Der schwedische General-Major Johann Vlliehöck erschien nämlich am 19. August 1639 plötzlich mit vier Regimentern zu Roß, unter dem Obersten von Debitz (andere Nachrichten nennen ihn Dewitz, was wir unentschieden lassen, weil die Höhe der Kriegs-Contribution durchaus dieselbe bleibt, er mag von Debitz oder von Dewitz geheißsen haben) und zwei Regimentern zu Fuß vor den Thoren Berlins und äußerte den lebhaften Wunsch gegen den damaligen Magistrat, sich im Besiß derjenigen Münzsorten zu wissen, welche vielleicht ungenutzt sich in den Truhen der respektiven Inassen befänden.

Der Magistrat erwiederte zwar, daß ihm dergleichen nicht erinnerlich, der schwedische General erbot sich aber auf die zuvorkommendste Weise zu einem Bombardement und eventueller Niederbrennung der Wohnhäuser, was allerdings die von schwedischer Seite gewünschte Einigung über diesen schwierigen Gegenstand etwas erleichterte.

Der nächste oder vielmehr naheliegendste Gedanke wäre nun zwar gewesen, daß die gegen 400 Mann starke Brandenburgische Besatzung der Stadt sich ins Mittel gelegt und die Unterhandlungen etwas erschwert hätte — aber der damalige Commandant von Berlin, Oberster Dietrich von Krafft, muß wohl anderer Ansicht gewesen sein, denn er entfernte sich am Abend des 19. mit allen seinen »unterhabenden Leuten« und begab sich nach Spandau, wahrscheinlich um in keiner Art der gegenseitigen Verständigung des Magistrats mit dem General-Major Johann Silienhöck hinderlich oder im Wege zu sein.

Der Magistrat sah sich um so schmerzlicher von dieser Trennung berührt, als derselbe bisher monatlich von 1350 bis 3000 Thlr. für die Verpflegung der kurfürstlichen Truppen aufgebracht hatte, wie das bekannte Promemoria des Rathes an den Kurprinzen vom 21. Juli 1640 speziell nachweist, und dadurch einigen, wenn auch nur entfernten Anspruch auf eine Vertheidigung der Stadt gegen feindlichen Ueberfall zu haben glaubte — aber wie gesagt, Herr Oberster Dietrich von Krafft war anderer Ansicht, und de gustibus non est disputandum!

Je weiter die 400 Mann kurfürstlichen Völker sich vom Spandauer Thore entfernten, je nachgiebiger wurde begreiflich der Magistrat, und am 20. früh Morgens war man einig geworden, daß Berlin und Kölln erst 1500 Thlr. für den Generalstab, dann 10,000 Thlr. für die Soldaten, 200 Thlr. für die Artillerie, zusammen also 11,700 Thlr. zahlen sollten. Das waren aber nur Entschädigungsgelder für Offiziere und Soldaten, daß sie sich überhaupt die Mühe genommen, nach Berlin zu kommen. Nun aber kam noch die eigentliche Contribution, und diese betrug für Berlin 8800 Thlr. und für Kölln 4400 Thlr., also beinahe 25,000 Thlr. zusammen, eine Summe, die sich heut zu Tage ganz leicht liest, auch allenfalls leicht zusammen zu bringen wäre, damals aber die armen Bewohner Berlins fast zur Verzweiflung brachte. Es war auch wirklich nicht möglich, mit aller Härte und Rücksichtslosigkeit so viel baares Geld zusammen zu bringen, und es wurde das Loth vergoldeten Silbers zu 12 Gr., und das Loth Silber zu 9 Gr. angenommen. Ja, als man auch damit noch nicht zurecht kommen konnte, wurde für 1000 Thaler Tuch von verschiedenen Farben und allerhand andere

Waaren genommen. Man denke sich, wenn heut zu Tage die Rathsdieners in Begleitung etlicher Schweden in die Bürgerhäuser kämen, und freiwillige Beiträge zum Zweck einer Kriegs-Contribution einforderten! Wie viele unehrerbietig tabelnde Artikel würde die Leipziger Allgemeine Zeitung und der Hamburger unpartheiische Correspondent über diesen Vorgang nicht aus Berlin eingesandt erhalten — welche Wiße würden darüber gemacht werden!

Wenn man bedenkt, daß zu jener Zeit schon mehrere Jahre hinter einander die Pest in Berlin gewüthet, daß sie im Jahre vorher allein gegen 3000 Menschen hinweggerafft, daß Handel und Gewerbe auf's Aeußerste danieder lagen, daß 168 Häuser unbewohnt standen, weil ihre Bewohner an der Pest gestorben oder in Verzweiflung davon gegangen waren, daß die Rathsbörser niedergebrannt, die städtischen Beamten, Geistlichen und Schullehrer keine Besoldung erhielten und viele Menschen »durch Wasser, Strang und Messer« ihrem gequälten Leben freiwillig ein Ende machten, um sich von dem unfäglichen Elend zu befreien — wenn man bedenkt, daß selbst die in Berlin zurückgebliebenen Bedienten des kurfürstlichen Hofstaats sich in so elenden Umständen befanden, daß man von einer in der kurfürstlichen Rüstkammer vorhandenen Anzahl sammtner Reitklappen die silbernen Verzierungen abtrennte und diese austheilte, damit sich jene doch nur einige Erleichterung schaffen konnten, so begreift man kaum, daß es überhaupt möglich gewesen ist, noch 25,000 Thaler zusammen zu bringen. Und doch wurden sie zusammengebracht, doch schaffte die unglückliche Stadt vom 1. Januar 1638 bis August 1640 nicht weniger als 69,740 Thlr. 20 Gr. 11 Pf. zur Verpflegung für die kurfürstlichen Völker, wie eine uns in Königs historischer Schilderung aufbewahrte »Specification was Berlin, da S. Kurfürstliche Durchlaucht Unser gnedigster Herr in Preußen gewesen, an Contributionibus ausbringen müssen«, aufzählt.

(Spener'sche Zeitung vom 20. August 1847.)

1640.

Schrecklicher Zustand der Mark in Folge des 30jährigen Krieges.

Am 21. Juli 1640 scheint sich der Magistrat von Berlin in einem Zustande befunden zu haben, der nahe an eine gellende Verzweiflung gestreift haben muß, wenn man dem, in den »Königlichen Handschriften« der Königlichen Bibliothek aufbewahrten Promemoria trauen darf, welches besagter Magistrat unter diesem Datum, an den Kurfürsten Friedrich Wilhelm richtete, von dem er wohl noch eher Rath und Hülfe hoffen mochte, als von dem Kurfürsten George Wilhelm selbst, der bereits schwer erkrankt in Königsberg danieder lag.

Diese von dem Magistrate von Berlin submissivst eingereichte Jeremiade steht zwar im schreienden Gegensatze zu der fast gleichzeitigen Schilderung, welche der Rath und Kanzler bei der neumärkischen Regierung, Hans George von dem Borne, von den Sitten, Unsitten und der Völlerei der Berliner macht und man weiß in der That nicht, wenn man diese beiden Altenstücke vergleicht, wem man Glauben schenken soll, dem Hofmann oder dem Magistrate. Der Eine spricht von der höchsten Heppigkeit, wo der Andere von dem höchsten Elend spricht. Vielleicht ging Beides, nur bei verschiedenen Ständen, Hand in Hand, wie sich Aehnliches ja auch an anderen Orten zeigt.

Es war dieses Promemoria gewissermaßen das letzte Mittel, um von Seiten der landesherrlichen Familie Hülfe zu erlangen, nachdem eine bereits im März desselben Jahres eingereichte Schrift beim Kurfürsten selbst keine andere Antwort hatte erzielen können, als: »Man müßte sich zu helfen suchen, bis die Umstände sich änderten«, ein Rath, der allerdings hinsichtlich seiner Zweckmäßigkeit nichts zu wünschen übrig läßt, in seiner Befolgung aber unverkennbar einige Schwierigkeiten darbietet. Die Stadt Berlin scheint sich nun vergeblich mit der Befolgung

dieses Rathes bemüht zu haben, denn der Klagebrief ist so vollkommen trostlos, daß eigentlich, wenn man ihn gelesen hat, gar nichts mehr übrig bleibt, was noch der Mühe werth gewesen wäre, von einem Magistrat bevorstandet und besorgt zu sein. Man thut nun zwar gut, von dergleichen Schilderungen einen guten Theil abzurechnen; indessen kann man doch immer nicht umhin, den damaligen Zustand der Hauptstadt des Landes als außerordentlich dürftig und elend anzuerkennen.

In einem Lande und einer Stadt, wo zehn Jahre hintereinander fast ununterbrochen die Pest und der Feind gewüthet, klingt das Klage- lied über Armuth und Elend wenigstens natürlicher, als ein Klage- lied über Luxus, Wohlleben und Blüherei, und die Pest hatte von 1630 an fast in jedem Jahr, am heftigsten im Jahre 1639, in den Marken ihre furchtbare Ernte gehalten; in Berlin allein waren in einem Jahre 2066 Menschen gestorben, bei der geringen Zahl der Einwohner überhaupt eine entsetzliche Sterblichkeit. Der Feind hatte fast ununterbrochen den Einwohnern aufgelegt, so daß eine vollständige Unfähigkeit des Landes, diesen unerträglichen Zustand noch länger auszuhalten, auf der Hand lag. Die Noth, namentlich der Bediensteten, welche sehr begreiflich keinen Gehalt erhielten, und der niedern Stände muß, nach jetzigen Gewohnheiten und Erlebnissen zu urtheilen, wirklich alles Maß überstiegen haben. Auch der in Berlin bei den Reisen des Hofes nach Königsberg zurückgebliebene Hofstaat muß sich in keinem besonders behaglichen Zustande befunden haben, wie die Seite 93 erzählte Abtrennung von silbernen Verzierungen von sammtnen Reitkappen in der kurfürstlichen Rüstkammer beweist.

Die Hauptursache der Berliner Beschwerden war das Verhältniß der Stadt zu dem kurfürstlichen Kriegsvolke, das in der That damals zu einiger Gereiztheit Seitens der Bürger Veranlassung gegeben zu haben scheint, denn wenn kaiserliche oder schwedische Truppen sich näherten, so machten sie jedesmal ziemlich entlegene Feldbienstübungen, begannen mit dem Passiren der Defilées irgend eines Stadthores, wozu stets dasjenige gewählt wurde, welches dem Heranziehen der Feinde entgegen- gesetzt lag, übten dann Geschwindmärsche mit supponirtem Feinde hinter sich, suchten Gehölze und namentlich Dörfer mit so großer Gewissen- haftigkeit ab, daß durchaus nichts mehr darin blieb, was dem suppo- nirt nachrückenden Feinde auch nur von geringstem Nutzen sein konnte, und verwendeten namentlich die größte Sorgfalt auf die Einübung aus- gedehnter Jouragirungen, nach allen darüber vorhandenen Berichten

fogar mit dem ausgezeichnetsten Erfolge. Zogen Kaiserliche oder Schweden aus Berlin wieder ab, so wurde die Kehrtwendung geübt, Eilmärsche beliebt und dann abermals das Passiren der in Gestalt von Stadtkhören vorhandenen Defilées zum Gegenstande der militärischen Instruktion gemacht, dann aber so viel wie möglich abgekocht. Durch diese zu leidenschaftliche Vorliebe für die Felddienstübungen, während gerade mehr oder weniger feindliche, jedenfalls aber hungerige Truppen nach Berlin kamen, mochte jene Gereiztheit zwischen Militär und Civil in Berlin Nahrung erhalten haben, wenigstens spricht sich dieselbe in dem¹⁾ magistralualischen Schreiben vom 21. Juli ziemlich deutlich aus, denn wir finden darin:

»Es seindt darunter auch viele Offiziere und Befehlshaber, welche in Sauff und Prauff lebten, obzwar sie der Mannschaft nicht mächtig sind, welche sie doch haben sollen, denn für den Sold wird die Stadt angehalten aufzukommen, aber solthane Offiziere und Befehlshaber verthun das Geld vor sich, und lassen es denen vorhandenen Primaplänen, so wie denen Fußknechten nicht im Mindesten zu Gesichte kommen, wodurch diese sich erbärmlich behelfen müssen, fortlaufen oder elendiglich umkommen und verhungern. Dies ist schon schlimm vor denen der Fußgänger, aber die churfürstlichen hochlöblichen Reiter sind noch schlimmer, denn sie sind in so gänzlicher Zügellosigkeit, daß kein Mensch, kein Pferd, keine Kuh, kein Ochse und desselbigengleichen vor ihnen des Lebens und seines Eigenthums sicher ist. Von Ackerbau kann demnach und unter solthänen Umständen gänzlich gar nicht die Rede seyn. Die Rathsdörffer seindt sämmtlichen abgebrannt und liegen in deren Asche — woher denn auch die Feldmarken wüste und elendiglich verlassen stehen, von Menschen oder aber Vieh ist keine Ansicht weit und breit — geschweige denn, daß noch Hunde oder Katzen vorhanden. Zu dem kommt noch, daß wir nicht vermögend sind, die unsrigen Raths- und Stadtbedienten zu besolden, wie denn unsere Schullehret von Ebln sowohl als von Berlin des längsten schon kein Salarium mehr besehen, welches vornehmlich daher kommt, daß unsere Kauf- und Handelsleute, welche die letzte Leipziger Messe bezogen, von einiger Soldateske niedergeworfen, beraubet und übel traktiret worden, so daß sie alle um ihr Hab und Gut gekommen sind. Soldergestalt ist das Leben hierorts und in denen abgebrannten Rathsdörffern vielen Menschen fast unerträglich geworden, haben sich durch Wasser, Strang oder Messer ihren elenden Leben ein Ende gemacht und sind mit Weib und Kind in's Wette gegangen, verhoffende, daß sie dort wohl besser Haushalten möchten.

Wir wissen auch nun nicht mehr, wo wir ein Weiteres aufbringen sollen, denn wir haben in den beiden letztvergangenen und mit Gottes Hülfe überwundenen Jahren 1638 und 1639, namentlich zur Susterirung derer Churfürstlichen Kriegsvölker bald 1350, 1800, 2100, 2711 und endlich gar 3000 Thaler aufbringen müssen, nicht wissende, wo wir es her nehmen sollten, und es ist ein Weltwunder, daß wir solches prästiret. Dabei haben wir uns noch nicht unterstanden, derer Gelder Erwähnung zu thun, welche Churfürstlicher Tafel und Churfürstlichem Hofstaate haben zufließen müssen, und welche auch ein Erhebliches betragen, da die Altstadt Brandenburg, Bernau und die Niederbarnimsche Ritterschafft nichts mehr geben wollen, oder auch können, und deren Parzellen auch von unseren Städten Cöln und Berlin haben übernommen werden müssen, was uns zu nicht geringer Beschwerde gereicht habe. In Summa, wissen wir nun nicht mehr, wie es weiter werden soll, denn eine weitere Contribution zu leisten sind wir unvermögend, bitten daher um ein gnädiges Fürwort in unseren Sachen zc. zc.«

Diese Schilderung sieht in der That trübe genug aus, wird aber, was die vollständige Verarmung der Kleinbürger und Bauern betrifft, vielfach von unverdächtigen Zeugnissen aus jener Zeit bestätigt. Das allgemeine Elend scheint damals einen Grad erreicht zu haben, für den heut zu Tage, wenigstens für dessen mehrjährige Dauer, jeder Maßstab fehlt. Es läßt sich nicht verkennen, daß die eben in der Uebergangsperiode zu einem stehenden Heere begriffene Soldateska, nicht allein durch die Verwüstung des Landes für Kriegszwecke, sondern namentlich durch das System der Erpressung und systematischen Ausfaugung die Hauptursache dieses Zustandes war, der indessen durch die fast jährlich wiederkehrenden pestartigen Seuchen noch gesteigert wurde. Die Zahl der Wittwen, Waisen, verlassenen Frauen und Familien stieg zu einer Höhe, die außer allem Verhältniß mit der Zahl der Ernährer stand. Wer noch in rüstigem Mannesalter war, nahm Kriegsdienst, bei jungen Leuten verstand sich das ganz von selbst, so daß in den Städten endlich nur noch Greise, Kranke, Weiber und Kinder zurückblieben, ja in einigen Gegenden der Mark scheint gegen das Ende des 30 jährigen Krieges eine Art von Stumpfsinn eingetreten zu sein, der eben Alles über sich ergehen ließ und das Leben nur noch auf die Herbeischaffung thierischer Nahrung beschränkte. Wo den Landmann und Kleinbürger das Unglück eines Jahres trifft, da ist ein Erholen möglich und schon oft eingetreten. Fallen diese Schläge aber 10 bis 15 Jahre lang wieder und immer wieder in fast ununterbrochener Folge, so erscheint die Wirk-

samkeit des großen Kurfürsten während seiner Regierung nur um so bedeutender.

Wie übernahm er das Land von seinem Vater und wie hinterließ er es seinem Sohne!

Uebersieht man die lange Reihe von Erpressungen, Brandschakungen und namentlich fortbauernden Proviantlieferungen, so begreift man nur schwer, wie es dem Lande, und vorzugsweise dem damals durchaus armen Berlin, möglich gewesen ist, alles das zu leisten; ja sprächen nicht unverbächtige Zeugnisse dafür, so würde man Vieles für lügenhaft halten. Raum war ein schwedischer Plagegeist abgezogen, so erschien ein kaiserlicher Blutegel, und zwar neun Jahre ununterbrochen hintereinander, nämlich von 1631 bis 1641, unmittelbar vorher und nachher freilich ebenfalls, nur in geringerem Maße.

Das Widerwärtigste bei dem ganzen Ueberblick über diese trostlose Zeit ist unstreitig die vollständige Bedeutungslosigkeit aller Vorgänge in militärischer Hinsicht. Es war ein Kommen und Gehen, ein meist ganz zweckloses Umherziehen ohne jedes kriegerische Resultat. Nur wo man hoffen konnte, das Meiste zu erpressen, am längsten und besten auf Kosten der Einwohner zu leben, da zogen die Generale hin, gingen auch, wenn es dem Feinde wirklich einmal einfiel, irgend etwas zu unternehmen, jedem Zusammenstoße vorsichtig aus dem Wege, so daß der Begriff des Soldatenthums, den Gustav Adolf bei seinem ersten Erscheinen in Deutschland in seiner edelsten Bedeutung entwickelt, sich in Raub und Wegelagerei auflöste.

Daß Berlin bei all' diesem Unglück sehr herunterkam, ist begreiflich. Schon 1634 hatte die ganze Stadt nur 845 Häuser, von denen 168 leer standen, 40 mit der Pest angesteckt und 30 von blutarmen Wittwen bewohnt waren, die nicht allein nichts zu den öffentlichen Lasten beitragen konnten, sondern sich ihren armseligen Lebensunterhalt erbetteln mußten. Nicolai hat sich die Mühe gegeben, aus den verschiedensten, darüber vorhandenen Nachrichten zusammenzustellen, wie es im Jahre 1648 nach dem westfälischen Frieden ausgesehen haben muß, und es dürfte interessant sein, den jetzigen Zustand Berlins mit dem vor 200 Jahren zu vergleichen.

Da die kölnischen Vorstädte schon 1640, aus Furcht vor der Annäherung des schwedischen Generals Stahlhantich, niedergebrannt worden waren, so existirte eigentlich nur Köln und Berlin. Die Burgstraße war noch garnicht vorhanden, sondern bestand nur aus einem sumpfigen Gänge an dem Ufer der Spree, in fast gleicher Höhe mit dem

Wasserspiegel. Von dem Schlosse aus sah man dort nur einige auf Pfählen in den Sumpf gebaute Hinterhäuser der Heiligen-Geiststraße und eine Reihe von Luchrahmen für die Wollweber-Innung. Von dem Durchgange an der »Kriegs-Akademie« bis zum Heiligen-Geist-hospitale standen noch gar keine Häuser, überhaupt war jener Stadttheil bis zum neuen Markte wüst und nur hin und wieder mit einigen elenden Hütten besetzt. In der Klosterstraße befanden sich noch viele unbebaute Plätze und der Mühlendamm war ein einfacher hölzerner Gang über das Mühlen-Gerinne, ohne eines der Häuser, die später dort erbaut wurden. Die Fischerstraße bestand aus wenigen elenden Hütten, ebenso die Grünstraße, in welcher mehr Gärten als Häuser waren. Dagegen standen am Köllnischen Fischmarkt, Molkenmarkt und in der Roßstraße bereits einige ansehnliche Häuser. In der Breiten Straße versperrten allerlei Krambuden, besonders nach der Wasserseite, den Weg. Der Schloßplatz war ein sonderbares Gewirr von Durchgängen zwischen dem Dom, der halb eingefallenen Mauer an der alten Stechbahn, welche von dem Dom bis an die lange Brücke ging, und einer Menge von Krambuden, die sich überall an die Kirche und die Frießhofsmauern angenistet hatten.

Wo die jetzige Stechbahn steht, befand sich damals ein wüster Platz, der sich an den Garten des Schwarzenbergischen Palastes, Eckhaus der Brüderstraße anlehnte. An der Schleuse lagen nur einige verfallene Häuser. Auf der Schloßfreiheit stand noch kein Haus. Das sumpfige Spreuefer reichte bis dahin, wo jetzt das Schloßportal Nr. 3 sich erhebt. Das Schloß selbst war so baufällig und vernachlässigt, daß selbst aller Holzbau der Galerien den Einsturz drohte. Der Lustgarten war ein verwilderter Busch, der Platz zwischen diesem und dem Schlosse ein Sandfleck, wie noch 1820 der Opern- und Wilhelmplatz. Die Hunde- (jetzt Schloß-) Brücke führte unmittelbar in den Thiergarten, der ebenfalls ganz versumpft und verwildert war. Auf dem Werder stand dicht an der Spree, in der Gegend der jetzigen Münze und Bauschule, eine Walk- und Schneidemühle, sonst nur hin und wieder einige verfallene, zwar dem Kurfürsten gehörige, aber ganz unbewohnte Häuser, sowie an der Stelle der jetzigen Werderschen Kirche das kurfürstliche Reithaus, dessen Dach indessen längst eingestürzt und dessen Wände so baufällig waren, daß 1648 30 Fächer derselben dem Dache nachfolgten. Denkt man sich dazu, daß fast sämtliche Straßen ungepflastert, oder doch nur in der Mitte mit einigen großen Steinen gepflastert waren, und auch dieses stellenweise Pflaster schon längst nicht mehr reparirt wurde, — daß die

Düngerhaufen auf der Straße lagen, — die Schweinefälle jedesmal zur bequemen Communication der Schweine mit dem Publikum an den Vorderseiten der meist hölzernen oder Fachwerkhäuser angebracht, — die Ziehbrunnen offen, wie auf Dörfern mit Schwengeln und Rübeln versehen, aber meist verschlammmt und unbrauchbar waren, so rundet sich das Bild der damaligen Residenz zwar nicht gefällig, aber jedenfalls charakteristisch genug ab.

(Spener'sche Zeitung vom 24. August 1855.)

1641.

Des Kanzlers von dem Borne Klagen über den Verfall der Sitten in der Mark.

Unterm 21. Juli 1640 beklagte sich der Berliner Magistrat über den Zustand des tiefsten Elends der Stadt, schilderte in seiner Denkschrift: Pest, Hungersnoth, Verarmung bis zu völligem Unvermögen — und 8 Monate später, am 20. März 1641, giebt der kurfürstlich Brandenburgische Rath und Kanzler bei der Neumärktischen Regierung, Erbgepfene auf Dolgen und Janikow, Herr Hanns George von dem Borne, ein Buch heraus, welches zwar auch den traurigen Zustand der Mark anerkennt, aber durch Angabe der Ursachen, welche diesen Zustand herbeigeführt oder aufrecht erhalten, gerade das Gegentheil von dieser Verarmung, wenigstens in den höheren Ständen beweist. Das Original dieses Buches oder besser dieser Brochure ist sehr selten geworden, hat aber begreiflich größeren Werth, als ein im Jahre 1719 erschienener, oft vorkommender Wieder-Abdruck, welcher die treuherzige Sprache des Originals in den schwülstigen Styl der Regierungsperiode Friedrich Wilhelms I. umgewandelt. Der vollständige Titel des Originals ist:

Consulatio Politico Theologica.

Ueber den gegenwärtigen betrübten und kümmerlichen Zustand der Chur und Mark Brandenburg vermittelst Ergründung der wahren Haupt-Ursachen des passirten und gegenwärtigen Jammers, Elends und Verwüstung, wie auch Eröffnung derjenigen Mittel, dadurch mehrerem verderben und dem total ruin entgegen gegangen und vorgehawet und der zerrüttete status hinwiederumb redressiret werden könnte.

Aus einem rechten patriotischen wolmeinen gestellet durch
Hanns Georgen von dem Borne
zu Frankfurt an der Ober durch Michael Kochen gedruckt
Anno MDCXLI.

Natürlich sind die fünf Quartbogen dieser Schrift voller lateinischer Citate, und der Kanzler von dem Borne scheint reichlich aus dem Borne der alten klassischen Schriftsteller geschöpft zu haben, so daß er auch noch jetzt für einen eruditen Regierungsrath gelten würde. Aber er ist auch bibelfest und ein wahrhaft frommer Mann. Seine Schrift ist eine von denen, welche eigentlich mit einigen sogenannten »zeitgemäßen« Varianten jährlich neu aufgelegt werden könnten und jedesmal den Nagel auf den Kopf treffen würden. Das hat schon Friedrich Wilhelm I. erkannt, und obgleich 1719 der Zustand der Mark wahrscheinlich kein so betrübter war, als 1641, die Straßpredigt des alten, ehrenhaften Staatsdieners in das damalige Deutsch übersehen und viel verbreiten lassen. Ist es doch oft, als ob manche Stelle derselben sehr viel später hätte geschrieben werden können, so z. B. die Vorrede, in der es, nach verschiedenen lateinischen Ansätzen, heißt:

»Wollte Gott, es wären alle Patrioten also gesinnt, und denen selbigen eine solche Liebe zu ihrem Vaterlande in die Herzen gepflanzt, so wollte ich nicht zweifeln, es würde heutiges Tages um unser geliebtes Vaterland die Chur und Mark Brandenburg und um Wolfarth des heiligen römischen Reiches, deutscher Nation, einen guten Theil besser stehen und wir nicht so große Ursache haben, unser allgemeines Verderben und Elende zu beklagen. Es ist aber hoc perverso saeculo, der eigennutz dermaßen bei den Menschen gewachsen und die Liebe zu des Vaterlandes allgemeiner Wolfarth so gar erloschen, daß sich fast keiner um den Schaden Josephs bekümmert auch keiner bemühet ist das zu des Vaterlandes verderben brennende und consumirende Feuer zu löschen; Ja, der meiste Theil der Menschen hat ein größeres Gefallen an des Vaterlandes Verderben und der väterlichen Gesetze vertilgung, als derselbigen Erbauung. Dannenhero es nunmehr dahin gerathen, daß der große hauffe der Leute davor helt, es sey der Schade und das Verderben, darinnen wir durch den jämmerlich Krieg gestürzt, irremediabel geworden.

Ich muß an meinen Ort selber bekennen, daß, nach ich nunmehr ins 14te Jahr in meinem Dienst und Beruff, darinnen dem Churfürstlich Durchlauchtigsten Herrn Vater, hochseligen Andenkens, Ich bei hiesiger Neumärkischer Regierung unterthänigst aufgewartet, gleichsam als ex specula so viele gefährliche Concussiones, Mutationes, Verwirrungen und Verwüstungen gesehen und wahrgenommen, Ich dadurch aus angebohrner Liebe zur meinem Vaterlande oftmals dermaßen perplex geworden, daß ich bei der beharrlichen unbusfertigkeit des Landes

Einwohner und der überhand nehmenden großen Unordnung und gleichsam heidnischer Unfittlichkeit nicht anders schließen können, wir müssen endlich durch gerechtes gericht des Allmächtigen Gottes dabei gar zu Grunde gehen.«

Der Geist, welcher sich in diesen wenigen Worten der Vorrede heraus fühlt, weht auch in dem Buche selbst. Ueberall ist es der fromme, treue und ehrliche Diener seines kurfürstlichen Herrn, überall der warme Freund seines Vaterlandes, der zu uns spricht.

Er schildert nun zuerst den Zustand des Landes, der ihn zu seinem Exhortatorium überhaupt veranlaßt, und diese Schilderung überträgt in den Details allerdings noch jenes Schreiben des Berliner Magistrats vom 21. Juli des Jahres vorher, besonders hinsichtlich der nackten Darstellung des unermesslichen Elends, welches der 30jährige Krieg vorzugsweise über die Marken gebracht. Er sagt:

»Wer ist unter uns, der die verwichenen Jahre hero nicht allein gesehen, sondern auch wohl selber empfunden hat, wie der gerechte Gott auch unter anderen provincien des heiligen römischen Reichs unser geliebtes Vaterland, die Mark Brandenburgt, mit Plagen heimgesucht und gestraft hat? Haben wir nicht im nechstabgelaufenen Jahr eine solche Theuerung in diesem Lande ausstehen müssen, daß an manchen Orten viele arme Leute vor hunger verschmachtet und von Spreu, Treber, Asche, Eichel und Kräutern Brod backen und sich damit sättigen, ja endlich Hunde, Katzen, Wolfsfleisch in sich essen und, wie aus anderen Orten Bericht eingekommen, sich untereinander selbst schlachten und verzehren müssen? Hat nicht etliche Jahre nacheinander das geschwinde Gift der Pestilenz und andere mehr anfellige Krankheiten den größten theil der Menschen hinweg gerissen, also, daß viel städte und Dörffer dadurch mehr denn zum halben Theil öde und wüst geworden? Ist nicht das rindviehe im Lande durch eine böse Seuche hauffenweise dahin gefallen, pferde un schaffe durch die räude verderbet und umkommen? Haben nicht die Raupen und ander ungeziefer unsere Bäume und Feldfrüchte verderbet und abgefressen? Seynd nicht viel schöne Städte, Häuser und Dörffer in Feuer aufgegangen? — Hat nicht der Sturmwind viele Zinnen beschädigt und eine unzählige Menge Bäume in den Wäldern niedergeworffen? — Haben nicht die Wasserströme durch ungewohnliche Ergießungen Schaden gethan? Hat nicht die Dürre und Hitze unser Erdreich wie Eisen gemacht? Und was das Größeste ist, haben wir nicht in die eilf Jahr nach einander eine beschwerliche Kriegslast über unseren Hälsen tragen müssen, in dem ein frembd Volk nach

dem andern von ferne (dessen Sprache wir nicht verstanden haben) über uns kommen; welche gar grausamlich mit uns procediret, weder der alten noch der jungen verschonet, und die Früchte unseres Viehes und allen Vorrath unseres Landes verzehret haben? Wer gedenket nicht noch mit Schmerzen des unerträglich schweren Jahres, damit uns in diesem Lande solche Völker gedrücket haben, dadurch mancher zu Tode gemartert und mancher in's bittere Elend vertrieben worden? Wie ofte haben wir fliehen und mit angst und schrecken uns in der frembde gehalten, in Wäldern und Büschen vertriehen müssen? Seynd nicht vielmals unsere feste Städte eingenommen, und die Mauern, darauf wir uns verlassen, niedergeworffen worden? Haben wir nicht den frembden dienen müssen und sind viel ärger denn die Sklaven von ihnen mit hohn und spott tractirt worden? In Summa: wer kann alles Uebel und Unglück verzehlen, so der Herr unser Gott hat über uns kommen lassen? —

Wir mögen also billig klagen und sagen mit dem Propheten Jesaia: Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt, von den Fußsohlen bis auff's Haupt ist nichts Gefundes an uns, sondern wunden und striemen und Eiterbeulen, die nicht geheftet, noch verbunden, noch mit Oele gelindert seynd. Unser Land ist wüßt, unsere Städte seynd mit Feuer verbrannt, frembde verzehren unsere Acker vor unseren Augen, was aber noch übrig ist, ist wie ein Häuflein im Weinberge, wie eine Nachthütte in dem Kürbisgarten, wie eine verheerte Stadt!« —

Nachdem so der Kanzler von dem Borne die Wirkungen und Resultate beschrieb, wendet er sich mit Eifer zu den Ursachen, welche diese herbeigeführt und findet sie in der Impietas, Gottlosigkeit, Injustitia, Ungerechtigkeit und der Dissolutio oder der Unordnung im Leben und Wandel. In der niedergelegten Polizey und Unachtsamkeit der Obrigkeit bei Nachlassung gebührender Strafen und in der ebenfalls ganz niedergelegten Kirchen-Disciplin.

Dann geht er an die Straßpredigt, von der man eben nicht sagen kann, daß er irgend das Blatt der Rücksicht vor den Mund genommen und irgend wen besonders geschont: folgendermaßen läßt er sich vernehmen:

»Den Anfang bei Churfürstlichem Hoffe zu machen, müssen wir bekennen, daß durch die Gnade Gottes unser Hoff zuvörderst mit fürtrefflichen Gelehrten und Geisteskräftigen Praedicanten und Seelenhirten versehen, welche an ihnen nichts ermangeln lassen, mit heylsamer Lehre, scharffen Gesetzbüchern und rechten Christlichen Wandel die wahre

Gottesfurcht in den Herzen ihrer Zuhörer zu pflanzen und fortzutreiben. Aber mit was Frucht und Nutzen? — das bezeugt die experientz genugsam, sintemalen der meiste Hauffe der Courtisans continuirt in einem wüsten, wilben und heydniſchen Wohlleben, in freſſen, ſauffen, ſpielen und anderer Ueppigkeit und werden die meiſten Sonn- und Feſt- tage bei Hoffe mit banqueten, tourniren, Ringrennen, Maſkeraden, Balleten und ander weltlichen Wohlkünſten zugebracht, und der wahren Gottſeligkeit wird dabei gar vergeſſen! —

In den Städten überall hat man es vor einen großen Gottesdienſt gehalten und auch, wenn man an den Sonn- und Feſttagen ſich ſtatt- lich aufgepücket, und der Gewohnheit nach zweimal, öftters ohne einige Andacht, in die Kirche gegangen; nach geendigten Predigten hat man alſbald angefangen, alle Sünden, die man auf den Werktag nicht hat thun mögen, mit freudigem Muth zu verüben, da hat es müſſen ge- freſſen, geſoffen, geſpielet, ſpazieret, languettiret, buliret ſein; da hat man alle Gaſthöſſe, Schänken, Wein- und Bierkeller voller Geſellſchaft geſehen, die ſich toll und voll geſoffen, und bis in die Nacht geſchwer- met, ihnen mit Trommeln, pfeiffen und geigen aufwarten laſſen; da hat man müſſen nach der Scheiben, oder den Vogel abſchießen; Deſſters hat man Comoedianten auch wohl in den Kirchen, fechtmeiſter, ſpringer, linienflieher, tanzmeiſter, bären, affen und anderer ungewöhnliche wilder Thier-leiter und führer auftreten und durch dieſelbigen dem Volke ein Spektakel und Kurzweil machen laſſen, welchem auch der Magiſtrat und die Geiſtlichen ſelber mit ſonderbarer Ergötzlichkeit behgewohnt.

Auff'm Lande in Flecken und Dörffern iſt es mit dem Gottes- dienſte noch viel ſchlechter gegangen. Nach gehaltener Predigt iſt der Pfarr zu dem Patron oder Schulgen des Dorffes eingeladen, die Bawern aber ſämtlich mit den Weibern und Kindern in den Krug oder Gaſthoff gegangen, ſich daſelbſten toll und voll geſoffen, und die ganze Nacht durchgeſchwermet und nach der Saackpfeiffen herumge- ſprungen, dabel ſich denn auch oftens der Beichtvater weiblich mit ge- brauchen laſſen; in Summa, ein ſolches wilbes und wüſtes Leben ge- führet, daß ein Frembder und reiſender Mann in den Krügen und Gaſthöſſen (dazu doch dieſelbigen verordnet) keine ſichere Ruhe finden können, und das iſt dem Krugherrn und Bierverleger eine große Freude geweſen, denn je mehr hier ausgeſoffen worden, je mehr hat es ihm Accis und Biergelber in den Beutel gebracht.

Aus dem Sakrament der Lauſe haben wir ein profanes Werk und eine Krämerey gemacht, ſogar daß zu dieſen verrückten Zeiten ſich

Mancher dessen, als eines Mittels gebraucht, dadurch er große Geschenke und Präsenten an Kleynodien, Silbergeschirr und anderen zusammenbringen und erwerben möchte. Zu dem Ende ganze Landschaften, Städte, Regimenter zu Ross und zu Fuß, ja große ansehnliche Leute, ob sie gleich unserer Religion nicht zugethan, sondern dieselbige vor einen Gräuel und Kezerey halten, zur Gewatterschaft einladen, wodurch dann egliche Lage weiblich geschwermet und in Summa nicht anders hausgehalten worden, als wenn der türkische Kayser zu Constantinopel seinen Geburtstag zu begehen pfelet.

Die Hochzeiten bey uns (welche billig in Gottesfurcht und mit christlicher Andacht angefangen werden sollten) sind in den passirten Zeiten unter hohen und niedrigen Standes-Personen insgemein mit solcher Sumptuosität, Ueberfluß, Ueppigkeit und Wollust angesetzt und ausgerichtet worden, daß gemeinniglich die Hochzeiter und jungen Eheleute alles dasjenige, was sie von ihren Eltern und Voreltern ererbet oder die Zeit ihrer Jugend erwerben können, auf die Hochzeittage zum guten Theil spenden müssen, sogar daß sie öfters dadurch zu Bettler worden, und sich durch prechtige Kleidung und anderen Ueberfluß dermaßen in Schulden gesetzt, daß sie es die übrigen Tage ihres Lebens nicht verwinden können.

Ich will allhier geschweigen denn bei uns mit großer Sorgfalt und Eyffer bis auff dato in Uebung erhaltenen heydnischen Gewohnheiten und Festivitäten, als Celebrirung des Fastnachts, Martini und andern Fraaß und Sauffeste, welche bei Hofe und in den Städten von allen Zünften und Gewerken, mit Maszaraden und anderer Unsinigkeit und Ueppigkeit in Quaas und Fraaß gehalten und begangen werden.

Wann es aber mit dem Menschen zum Abdrücken und Sterben kommt, da ist man hinwiederum benüht und bekümmert gewesen, wie die Leiche recht stattdich möchte zur Erde bestattet werden, und weil es oftmalens an Mitteln ermangelt, hat man selbige Leichen, zuvörderst bei denen von Adel aufm Lande, öfters ein Jahr und auch länger unbegraben stehen lassen. Da hat es denn abermalen bei der Sepultur stattdich und köstlich hergehen, ein ganzes Land dazu eingeladen und egliche Lage dabei geschwärmt und allerlei lose Händel, auch öfters melen Mord und Tobschlag angerichtet werden müssen. Und das, sagten die Geistlichen, gehöre zu der letzten Ehre der Leute!

Unreichende hiernächst die Pracht und Ueberfluß in Kleidungen, so hat dieselbe ihren Ursprung bei Hofe, allwo die Banität dermaßen groß, daß derjenige, welcher den Platz haben und gestimmt sein will,

sich in mancherlei Facons und unterschiedliche Farben verkleiden und transfiguriren muß. Es kann aber kein Landesfürst so geschwinde eine Verenderung der Kleider vornehmen, als die Unterthanen nicht alsbalbt nachfolgen, ja es wohl gar dem Fürsten zuvor thun wollen. Man kann jetzt einen Handwerksmann von einem Edelmann, und einen Edelmann von einem Fürsten, der Kleidung nach, nicht mehr unterscheiden. Vor allen anderen aber haben die Weibesbilder in dieser Vanität ihren Vorwitz nicht genugsam büßen können, indem der meiste Hauffe derselbigen auf kein Ding mehr beflissen gewesen, als sich heraus zu pußen und zu schmücken, welches gleich wol nicht Neues, sintemalen allbereits zu den Zeiten des Propheten Jesaiae die Töchter im jüdischen Volke mit geschmückten Angesichten und köstlichen Schuhen einhergetreten und haften, spangen, kettelein, ohrenspangen, hauben, flittern, gebrehme, schnürlein, bisamäpfel, ringe, haarbande, krause, haarlocken u. s. w. getragen haben.

Unsere Weiber und Töchter thun denselbigen heutigen Tages nicht allein nachfolgen, sondern in vielen Dingen weit vorgehen, sogar daß auch viele nicht zufrieden seind mit der natürlichen Gestalt und Farbe, so ihnen Gott, ihr Schöpfer, gegeben hat, sondern damit sie weißer und schöner angesehen werden mögen, waschen sie sich mit gemischten und wohlriechenden Wassern, schminken und streichen sich an, mit Farben, streuen poudre de Cyper ins Haar und was dergleichen Vanitäten mehr sein! —

Der Pracht in Kleidung folgt aufm Fuße nach und ist zum nächsten verwandt, die Köstlichkeit und Ueberfluß im Bankettiren und Gastereyen, nebst der Schleckerhaftigkeit und Trunkenheit. Statt zu unsers Leibes Nahrung und Nothdurft zu dienen, werden wir durch überflüssige Mahlzeiten ganz untüchtig zu unserm Berufe gemacht, und dermaßen von üppigen und langen Mahlzeiten beschwert, daß wir geschickter sein wie eine Saw schlaffen zu gehen, als dispost wie einem Christen geziem, auf unsere Function und Schulbigkeit Acht zu haben. *Sobrietas enim est mater sanitatis ac nutrix virtutis.*

Alle vorhergemalte Laster und Excessen überwieget aber die Trunkenheit, welche heutiges Tages auch so gar gemein geworden, daß sie auch fast vor irremediabel gehalten werden muß, denn man hält es nunmehr davor, daß man sich dem Wirth und der eingeladenen Gesellschaft nicht lustig genug erweisen kann, man inventire, ja nöthige dann einander und das ganze Gelag wacker hinein zu trinken, bis man ganz blind, toll und voll wird. Da müssen die großen Pokalen, Kannen und

Becher herumgehen. Da muß es um die Victoriarn und Triumph bis in die Nacht, ja öfter wieder bis an den leuchten Morgen gefoffen und geschwermet sein, und hat derselbige eine tapfere That begangen, der sich rühmen kann, den meisten Wein in die Kehle gegoffen, die anderen vertrieben zu haben, endlich aber der letzte in der Gesellschaft geblieben zu sein. Eines theils haben trinkgläser ohne Füße, damit man sie nicht kann niedersezen, bis sie ganz leer sind, damit die Arbeit nur desto geschwinder fortgeht. Ja, man spielet wohl mit Würffeln darumb, wie viele einer austrinken soll, zu geschweigen der mannigfaltigen, seltsamen und schnatfischen Maniren und Arbeiten des Trinkens, dadurch einer vor dem andern seine Geschicklichkeit und Schlufferhaftigkeit in dieser Profession zu erkennen giebt. Es müssen auch mit großer Kunst und Kosten allerhand delikate Speisen und Specialchen zugerichtet werden und zwar solche, die zubörberst den Trunk beförbern und Anreizung geben, den Wein ohne Durst bis zur vollkommenen Trunkenheit desto besser zu verschlucken.« —

Die Liste der Laster und Unsitzen, welche der wackere Herr von dem Borne denen Märkern gleich einem Speculo vorhält, ist noch sehr lang, zu lang, um vollständig wiedergegeben zu werden. Indessen kann man auch an dem hier Mitgetheilten schon genug haben, da wirklich unsere geschätzten Altvordern einiges in der Böllerey und Ueppigkeit geleistet zu haben scheinen. Wie sich aber diese ganze Schilderung mit der Jeremiade des Magistrats von Berlin vom 21. Juli des Jahres vorher zusammenreimt? das möchte wohl ein ungelöstes Räthsel bleiben, denn zur Böllerei gehört, wie zum Kriege, erstens Geld, zweitens abermals Geld, und drittens noch einmal Geld. Wenn der Kanzler und Regierungsrath von dem Borne schon im Jahre 1641 so schwarz sieht, so drängt sich unwillkürlich die Frage auf, was er wohl sagen würde, wenn er heut zu Tage einmal eine Wanderung durch Berlin machte?

(Spener'sche Zeitung vom 15. September 1858.)

1647.

Abgebrannte Vorstädte.

In jedem guten Lehrbuche über den Belagerungs-Krieg findet sich die Regel, die Vorstädte abzubrennen, damit der Feind sich in ihnen nicht etwa festsetze, und das Geschützfeuer aus der Festung nicht gehindert werde. So eminent richtig dieser Grundsatz nun auch in militärischer Hinsicht ist, so störend kann er zu Zeiten auf diejenigen Personen einwirken, welche dergleichen Vorstadt-Häuser gerade bewohnen, wenn das Abbrennen derselben gewünscht wird. — Aus dieser Ursache erlaubt man auch heut zu Tage keinen Massiv-Bau innerhalb Kanonenschußweite vor den Wällen einer Festung, was allerdings die Klagen über das künftig etwa mögliche Abbrennen verhindert, dafür aber wieder andere Klagen über die erschwerte Vergrößerung der Stadt hervorruft, so daß jene Unzufriedenheit, welche eigentlich der Normal-Zustand eines jeden guten Bürgers ist, weder im Frieden noch im Kriege eine Unterbrechung erleidet.

Der 20. Januar 1647 war ein verhängnißvoller Tag für unsere Vaterstadt, oder vielmehr für unsere Vater-Vorstädte, denn aus Beforgniß vor einem Angriff der Schweden wurden die Kölnische und die Werder-Vorstadt niedergebrannt und der Erde gleich gemacht. Alles, was damals an Häusern in der Gegend des jetzigen Spittelmarktes, der Wallstraße und weiter hin nach dem Köpenicker Felde zu stand, mußte der verzehrenden Flamme weichen.

Die Veranlassung dazu war die Annäherung des Schwedischen Obersten Stahlhantisch, welcher bis zum Anfange des Januars 1641 ruhig in seinen Winter-Quartieren in der Nieder-Lausitz gelegen, aber von dem Kurfürstlich Brandenburgischen Rittmeister Strauß mit zwei Kompagnien Dragonern dort überfallen worden war. Dies war zwar ein muthvolles, aber jedenfalls in seinen Folgen nicht wohl berechnetes Unternehmen des Rittmeisters Strauß, welches zwar augenblicklich gelang, dem unglücklichen, schon vom Feinde bis auf's Blut ausgefogenen Lande aber schwere Vergeltung brachte.

Oberst Stahlhantſch, ganz erſtaunt, von den bis jetzt mit Geringschätzung betrachteten kurfürſtlichen Truppen überfallen worden zu ſein, beſchloß, ſich dafür zu rächen, zog ſeine Regimente zuſammen und ſiel in den Havelländiſchen und Teltowiſchen Kreis ein, um gerade diejenigen Städte zunächſt zu beſtrafen, aus denen die kurfürſtlichen Truppen ihre Verpflegung bezogen.

Rittmeiſter Strauß wich dem drohenden Stoß dadurch aus, daß er ſich in das für damalige Zeiten ſtark befeſtigte Peitz zurückzog, ſo daß Poſſen die erſte Wuth des Feindes ertragen mußte. Hauptmann Centmeyer, der dort mit hundert Dragonern als Beſatzung lag, benutzte die vorhandene ſchwache Befefigung ſo gut er konnte, ſiel aber ſelbſt beim Sturm, ſo daß, die unglückliche Stadt, nach damaliger ſchwediſcher Manier, vollſtändig verwüſtet wurde.

Schon als der Oberſt Stahlhantſch ſeine ſechs Regimente in der Nieder-Laußig zuſammenzog, um ſich zu ſeinem Rachezuge zu rüſten, war die Nachricht davon nach Berlin gekommen, und ließ befürchten, daß es auch auf dieſe Stadt abgeſehen ſei. Graf Schwarzenberg ließ daher den General von Pſuel, welcher jenseits der Elbe ſtand, und die Garniſon von Frankfurt an der Ober nach Berlin beordern, auch die rings an die alte Stadtmauer angebauten Häuser niederreißen, um Raum für die Vertheidigung zu gewinnen, und gab dem in Berlin kommandirenden Oberſten Dietrich von Kracht unterm 5. und 7. Januar ſchriftliche Befehle, Alles zu einer nachdrücklichen Vertheidigung in Bereitschaft zu ſetzen, auch, wenn die Vorſtädte hinderten, dieſe niederzubrennen.

Als die kurfürſtlichen Truppen von der Elbe und Ober ſich vereinigt hatten, wurde Berlin, ſchon verarmt und ohne alle Nahrung, von der Einquartierung ſchwer heimgeſucht. Außer zahlreichem Fußvolf lagen zwölf Kompagnien Kavallerie in der Stadt, die reichliche Verpflegung und Sold verlangten, der dem Magiſtrate allein im Monat Januar für die Offiziere 3056 Thaler koſtete, wobei der Serviſ noch nicht mitgerechnet iſt. — In manchem Hauſe lagen neun, auch zehn Reiter, ohne das Fußvolf, ſo daß die ſchwer gedrückten Bürger nicht mehr wußten, was ſie machen ſollten und viele mit Heulen und Wehklagen ihr Hauſ und die Stadt verließen, ohne zu wiſſen, wo ſie ein Unterkommen finden würden.

Daß, trotz dieſer Zuſammenziehung der Truppen, die Bewohner Berlins ſowohl, als der Adel des Landes, kein rechtes Vertrauen zu der beabſichtigten Vertheidigung hatten, beweist eine Pittſchrift der

Prälaten, Stände und Städte, welche man, mit Umgehung des verhaßten Schwarzenberg, an den Kurfürsten richtete, und in welcher die geachtetsten Männer der Marken dem neuen Landesherrn vorstellten, daß alle Brandenburgischen Truppen zusammen genommen doch nicht stark genug wären, um einem ernstlich gemeinten Angriffe der Schweden zu widerstehen, und daß sie leider aus Erfahrung wüßten, wie die Besatzungen der Städte sich zurückzögen, wenn die Schweden Anstalt zu einer Belagerung oder Bestürmung machten. — Die Bittschrift hatte nur zu sehr Recht, wie die Geschichte der letzten Regierungsjahre des Kurfürsten George Wilhelm beweist.

Wahrscheinlich hatte der Graf Schwarzenberg von dieser Bittschrift erfahren. Aber weit entfernt, sich dadurch von seinem Vorhaben abbringen zu lassen, scheint ihn dieser Schritt der Stände geärgert zu haben, um so mehr, als er sich wohl bewußt war, nicht das Vertrauen des großen Kurfürsten zu genießen. — So brach am 20. Januar das Unglück über die Vorstädte herein. Oberst Dietrich von Kracht sandte Soldaten hinaus, und ließ 108 Häuser mit Pechkränzen niederbrennen. Es hatten sich dort, namentlich die Landstraßen von Kbln nach Spandau, Zeltow und Köpenick entlang, viele Ackerbürger, Gärtner und Viehmäster angesiedelt, deren freilich sehr bescheidene Wohnhäuser meist am Eingange zu großen Gärten oder Gemüselfeldern standen. Man kann sich das Wehklagen und Jammern der schon genug geplagten und bedrückten Leute denken. Was von ihrem beweglichen Eigenthum nicht rasch gerettet werden konnte, mußte verbrennen, so daß die Armen oft ihre ganze Habe in Rauch und Flammen aufgehen sahen, ohne retten zu dürfen. Wie immer bei solchen Gelegenheiten, mag es auch an Rohheiten und Grausamkeiten der mit der Ausführung Beauftragten nicht gefehlt haben, und so erfuhren die unglücklichen Vorstädte das ganze Elend des Krieges mitten im Frieden.

Nur die Gertrauten-Kirche, der Jägerhof, in der jetzigen Jägerstraße, und der Schweinehof, ein Freihaus in der Köpenicker Straße, blieben stehen; das Gertrauten-Hospital wurde ebenfalls niedergebrannt. — Ställe, Schuppen, Scheunen, Holzvorräthe, die Raths-Meierei mit ansehnlichen Wirthschafts-Gebäuden mußten herunter. Dagegen blieb derjenige Theil der Werderschen Vorstadt, der schon etwas verschont war, also die Gegend der Kurstraße, vom Feuer verschont. Der Schaden, welcher auf diese Weise angerichtet wurde, belief sich nach Nicolai's Angabe auf 42,869 Thaler, während König ihn auf 38,089 Thlr. 17 Gr. 4 Pfg. anschlägt.

Waren die Klagen der auf diese Weise um ihr ganzes Eigenthum gekommenen Bewohner der kölnischen Vorstädte schon laut genug gewesen, als sie diese Gewalt erlitten, so wurden sie doch unabweisbar heftig, als die Schweden gar nicht kamen, sondern sich mit der Verwüstung des platten Landes begnügten. Der Kurfürst war auf's Ueferste über diese unnütze Grausamkeit erzürnt, und ließ den Obersten Dietrich von Kracht zur Verantwortung erst vor das Kammer-Gericht, dann vor die geheime Raths-Stube fordern. Man konnte ihm aber nichts anhaben, da er die schriftlichen Befehle des Grafen von Schwarzenberg vom 5. und 7. Januar vorlegte, und sich mit dem unbedingten Gehorsam entschuldigte, welchen er dem bis dahin allmächtigen Alter Ego des Kurfürsten schuldig gewesen sei. Da nun die ganze Verantwortung auf den Grafen von Schwarzenberg zurückfiel, so trug die Stadt Köln auf Schaden-Ersatz aus den Gütern und Aekern des Statthalters an. — Unstreitig ist dieser Mißbrauch der Gewalt das Letzte gewesen, was der Graf von Schwarzenberg zum Schaden der Mark gethan, denn seine Ungnade folgte bald darauf. Um den erlittenen Schaden in etwas zu vergüten, erließ der Kurfürst den Städten die sogenannte doppelte Meze und die Tafelgelber, welche sie für die Besatzung aufbringen mußten.

Damit war aber freilich den armen Vorstädtern nicht geholfen. Die meisten von ihnen suchten zwar in Berlin und Köln ein Unterkommen zu finden, und von hier aus wenigstens ihre Felber und Gärten zu bestellen — Viele aber zogen in der Irre umher und wurden landläufige Bettler. Von einem Wieder-Aufbau ihrer Häuser war vor der Hand keine Rede, namentlich als die regelmäßige Befestigung 1658 viele ihrer Grundstücke mit in den Rayon der Festung zog. Erst nach dieser Zeit entstanden die Vorstädte wieder und behnten sich hauptsächlich im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts zu ihrer jetzigen Größe aus.

Heut zu Tage steigen dergleichen Bilder aus vergangenen Zeiten nur wie in einen trüben Nebel gehüllt vor unserer Erinnerung herauf, und es fehlt jeder Maßstab für das schwere Leid, das unsere Vorfahren so oft erduldet, — weil mitten in den Segnungen des Friedens, von der Pracht, Schönheit und Behaglichkeit des jetzigen Berlins umgeben, nur die Phantasie, nicht aber die Erinnerung und Erfahrung dergleichen Schilderungen glaubwürdig erscheinen läßt. — Möge es für alle Zukunft so bleiben!

(Speyersche Zeitung vom 18. Januar 1848.)

1648.

Ein eigenthümlicher Ober-Kammerherr!

Die am 11. Mai dieses Jahres geschehene Taufe des in Cleve gebornen Kurprinzen Wilhelm Heinrich, ältesten Sohnes des großen Kurfürsten mit Luise von Oranien, welcher schon im Jahre darauf wieder starb, giebt uns Anlaß, eines bei dieser Gelegenheit mit besonderer Pracht und Ostentation auftretenden Mannes zu gedenken, der, allen schriftlichen Zeugnissen über ihn zufolge, keinen besonders »feinen Ruhm« hinterlassen.

Scripta manent! — was jeder Autographen-Sammler mit Freuden, mancher biographische Staatsmann aber mit Bedauern bestätigen wird. Ein solches Scriptum ist nun das in unserer königlichen Bibliothek unter den Mss. Boruss. vorhandene, mit der No. 79. versehene »Schreiben aus Cöllen (versteht sich: an der Spree) an einen Freundt in Arnheim geschrieben, betreffende die hohe Ministres Ihrer Churfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg«, freilich nur eine Copie, und keine andere Bewahrheitung an sich tragend, als die der inneren Wahrscheinlichkeit und Uebereinstimmung mit anderen Nachrichten aus jener Zeit, aber in hohem Grade interessant wegen der schonungslosen Aufdeckung der für die jetzige Zeit, Gott sei Dank, unbegreiflichen Zustände an dem damaligen kurfürstlichen Hofe.

Es handelt sich um eine Charakter- und Sitten-Schilderung des Kur-brandenburgischen Obersten und Ober-Kammerherrn Curt von Burgsdorf und seines Bruders, des Ober-Stallmeisters, die beide ein unverantwortliches Leben geführt zu haben scheinen, und endlich auch aus ihren gemißbrauchten Aemtern entfernt wurden.

Da sie ihr Wesen hauptsächlich hier in Berlin getrieben, so mag es der, jetzt ebenfalls schon in Gott ruhende, Herr N. N. (so unterschreibt sich leider nur der Verfasser jenes Scriptums) es nicht übel nehmen, wenn ich ihn nolens volens zum Lieferanten für mich mache, und,

statt der von dem vielverdienten Willen gegebenen Auszüge, ihn zwar nachdrücklich, aber hoffentlich ohne deshalb der Strafe gegen Nachdruck zu verfallen, wörtlich citire.

Nachdem er — Herr N. N. nämlich — dem Kurfürsten ganz entschieden den Text gelesen, daß er sich nicht dieses schlechten, von seinem Vater Georgio Guilhelmo überkommenen Ministri entledige, geht er zum Examen Curts von Burgsdorf über.

»Dieser Herr, den der Churfürst hatte zu seinem Ober-Cammerherrn gemacht, ist Namens Churdt von Borgsdorff, von Geburt ein Edelmann, aber ungelehrt, nicht mehr als seine Muttersprache redende, ein Mann gar klein von Wiß und Verstandt, von Jugend aufgezogen als ein lockerer Bube, ganz keine Wissenschaft von Politic der Sachen habende, Weber Interesse vor Stadt, vor Landt und Leuten, noch derselbigen Interessen, viel weniger vor des Churfürst Landen. Eine Person, die mit den Schweden und Niederländers, welche des Churfürsten neueste Nachbahren sein, stetig spottet und schimpfft, indem er die Schweden Hundsvötter, und die Niederländer Hasenköpfe, Pfeffersäcke, Schabehälse u. s. w. nennt. Er ist so dicht als ein Sieb, kann kein Geheimniß bewahren, wie viel auch daran gelegen. In dem Rathe, ja in Gegenwart des Churfürsten Selbst, ruft, schnarcht und plaudert er so hart, daß man's haussen hört, fehrt auff Und betäubet Einen jechlichen. Ja woll den Churfürsten selbst. So daß alle resolutiones nach seinem Willgefallen müssen genommen werden. Undt ein jeglicher nach seinem Piff tanzen muß. — Wie groß Unrecht er auch habe, Wie impertinent auch ist, was er vorstelllet, oder wie Uebell daß er spielet, In Summa, Er will allein regieren. Und will der Churfürst Friede haben, so muß er der Geringste sein Und ihm cediren. Ist daß nicht eine Glende Sache? — Er ist auch ein Mann, der sein ganzes Leben mit allerhandt Sorten von debauchen so mit S —, vollsaußen, spielen, Nachtlauffen, Pfeiffenstellen, Tanzen und dergleichen zugebracht hat, auch drängt und beklagt er sich hierüber nicht einmal, sondern berühmt sich dessen Undt thuts noch täglich.«

»Er ist darinnen auch so unverschämt, daß er an des Churfürsten Taffel sich Unterandern berühmt hat, daß er auff einen Abendt 80,000 Reichsthaler verspielet hat, schwörend bei seinem Theill im Buche des Lebens (welches sein höchster Eydt ist), daß er dieselben auch ehrlich bezahlt. Item daß Er bereits 10 bis 15 Kannen Weins aussaußen kann. Item daß Er bereits zehn Kerls zu Tode gefossen und dazu noch Unlängsten Einen Edelmann an des Churfürsten zu Sachsen Hofe. Item

daß er solche Stücklein betrieben hat, die er nicht zu bekennen gedächte, Ob Er gleich gefoltert würde. Undt hundert, hundert dergleichen stücke mehr, so daß man ganze Bücher von seinen Bubenstücken, an der Churfürstlich Taffel sollte beschreiben, wenn man wollte, dann alle seine Discursen sindt nichts anderes allbort als von solchen und dergleichen Unflätereyen.«

Was nun folgt, läßt sich nicht mittheilen, und muß der curieuse Leser sich, das Manuspt. selber auf der Königlich Bibliothek vorlegen lassen, um einen Begriff von der scheußlichen Sittenlosigkeit jener Zeit zu bekommen. An Erstaunen beim Durchlesen der Seiten 9 und 10 desselben wird es nicht fehlen.

Dann sagt N. N. weiter:

»Er hält mehr als einen fürstlichen Staadt, hält unterschiedliche fürstliche Ställe voll Prinzlicher Pferde, eine Mänge von köstlichen Carossen und Wagen. Er hält auch seine eigene Pages und Laketen, Hof-Junkers, Hoffmeister, Rähte, Secretairen, Trompeter undt andere dergleichen Diener, als wenn er ein großer Fürst wehre.«

»Er hatt darzu zwischen 200 Paar Kleider von allerhandt köstlichen Zeugen und macht noch täglichen mehr neue darzu. Man hat ihn an den Hoff dreimal auff einen Tag in besonderer Kleidung gesehen undt auf der Kindttauff des jungen Churprinzen ist angemerkt worden, daß er in drittelhalb Tag besondere Kleider angehabt habe.»

Es ist dies die Tausche, welche Veranlassung zu dieser Erinnerung gegeben.

»Darneben ist er ein so gräulicher Flucher undt Schwörerer, daß er darin seinen Meister nicht hatte, hundert tausend Teuffel stehen auch alle Augenblick zu seinen Commandement.«

»Hierzu kommt noch, daß er sehr kleinen Respekt trägt vor seinen Herrn und Meister, bleibet wohl sitzen, wenn er aufrecht vor ihm stehet oder hin und wieder gehet. Läßt denselben wohl dreimal ein Dingt ihm fragen, ehe er andtwortet, andtwortet demselben offtermals ganz mürrisch. Gleich als ob er der Churfürst undt dieser sein Knecht wehre, oder als ein Meister seinen Schueler. Entziehet sich selbst nicht, denselben öffentlich in seiner Discussion zu contraveniren. Lehnet offtmals im Raht sich auf seinen rechten Arm, wenn der Churfürst an seiner rechten seiten sitzet, demselben also seinen Rücken zeigte« — — — »und dergleichen actionen mehr betreibend.«

Man muß weiter hier Angeführtes im Original selbst lesen, um an die Möglichkeit solchen Betragens zu glauben.

»Er hält durchgehends so köstliche Taffel, daß man sagen sollte, daß er der Churfürst, und dieser der Ober-Kammerherr wäre. Wann auff des Churfürsts Taffel kein Wildbradt ist, so bieget sich seine Taffel davon. Wenn in des Churfürstn Keller kein einziger Trunk Wein ist, so liegt in seinem Keller Faß bei Faß, Pfeiff bei Pfeiff undt Fuder bey Fuder.«

»Wann der Churfürstin nicht Woll ist, und Ihre Cammer hält, undt daß dar nicht eine delicate Schüssel Effens in des Churfürstn Küchen für Sie zu finden ist, so muß man in seine Küche darumb gehen, da man Sie bei Tausendt findet. —«

So geht es noch circa zwanzig Seiten lang fort, und obgleich sich die Leidenschaftlichkeit seines Anklägers wohl aus dem ganzen merkwürdigen Briefe herausliest, so bleibt an den mitgetheilten Thatsachen doch immer noch so viel Worrurfsvolles, daß man in der That kaum begreift, wie Kurfürst Friedrich Wilhelm einen solchen Mann in seiner Nähe leiden konnte. Vergessen wir aber freilich nicht, daß der neue Regent noch jung war, und daß seine Lebensweise während seines Aufenthalts in Holland unter der Aufsicht Kalthum's auch nicht die untadelhafteste gewesen.

Einzelnes müssen wir aber doch aus dem zweihundertjährigen Ober-Cammerherrlichen Curriculum vitae anführen; so zum Beispiel sprach Curd von Burgsdorf öffentlich seine Ueberzeugung aus: man müsse, wenn man ein guter Politiker sein wolle, ein ausbündiger Schelm sein — eine Behauptung, deren Eigenthümlichkeit sich nicht verkennen läßt, aber glücklicherweise vor 200 Jahren ausgesprochen worden ist. — Weiter scheint er eine besondere Abneigung gegen den Landtag und die Verhandlungen des Kurfürsten mit den Märkischen Ständen gehabt zu haben; denn er zog diese entweder hin und verschleppte sie, oder er nahm den Kurfürsten gegen sie ein, so daß er wirklich nach dem Tode des Grafen Adam von Schwarzenberg fast selbstständig regiert zu haben scheint.

Aber der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. — So ging der Ober-Cammerherr so lange zum Weine, bis er — oder vielmehr seine Macht — brach. Die Ursache seines Sturzes ist auch wieder so sonderbarer Art, daß sie sich würdig dem schon Erzählten anschließt. Sie findet sich in dem selten gewordenen Buche: — Apophthegmata oder CCLXXIV Scharfsinnige Verstandes-Reben von M. H. L. Dresden 1507 — ziemlich ausführlich aufbehalten. — Nach dem auch dieses Buch eine keinesweges schmeichelhafte Charakteristik

unseres Selben gegeben, räsonnirt es in erbaulicher Betrachtung folgendermaßen:

»Aber, wenn das Glück durch die Laster gegründet wird, so wird
»es bald haufällig. Dieses geschah auch diesem Minister, welcher
»seine meisten Güther und Herrschaften durch das Sauffen prosperirt
»hatte: denn der vorhergehende Churfürst war ein sonderlicher Lieb-
»haber des Trunkes, und dieser Herr von Burgstorff konnte achtzehn
»Maasß Wein in einer Mahlzeit credenzen, Ja, ein ganz Maasß Wein
»in einem Zuge und gleichsam ohne Athem-Schöpfung verschlingen,
»Als nun der Churfürst Friedrich Wilhelm mäßiger lebte, welches
»diesem Ministro mißfiel, sagte er einmal bei Tafel: Gnädigster Herr,
»ich weiß nicht wie Sie leben! Bey Ihrem Herrn Vater ging es
»viel lustiger her; da hat man tapffer herumgetrunken und da war
»dann und wann ein Schloß oder Dorff mit Trinken zu gewinnen. —
»Die Churfürstin, eine geborene Prinzessin von Oranien und ein Spie-
»gel aller Tugenden, nahm die Rede wohl in Obacht, und sagte:
»Man hat schön gewirthschaftet, so viel Schlösser und Güther für
»das leidige und lieberliche Sauffen zu verschenken.«

Man sieht, daß auch die Ausdrucksweise der Kurfürstinnen damals sich ungenirter gestaltete.

»Das wäre aber Alles noch gegangen. Einstmals wollte dieser
»Minister den Churfürsten persuadiren, der Churfürstlichen Ehe-
»gemahlin hinfort nicht mehr so scrupuloseu treu zu seyn, sondern
»sich auf die Galanterie zu verlegen — weil er als Staatsmann
»befürchtete, es würde zu viele rechtmäßige Prinzen und Erben geben,
»die nicht alle mit Fürstenthümem versehen werden könnten, sondern
»zum Theil Bettelprinzen werden müßten. Uthier ward aber das
»Sprichwort halb wahr: — Malum Consilium Consultatori
»pessimum! Ein böser Rath trifft am ersten seinen Urheber. —
»Denn dieses wurde der Churfürstin doch zu viel — was man ihr
»auch wirklich nicht verdenken kann — und sie ruhete nicht, bis dieser
»Minister von dem höchsten Ehren-Amte des Hoffes in einem Augen-
»blick und mit der größten Beschimpfung, in der Kirche, in Gegen-
»wart einer großen Menge, gestürzt, und zum Bauernstande ver-
»senkt ward.«

Diese Ungnade traf ihn im Jahre 1650 in Cleve, wohin der allmächtige Minister dem Kurfürsten nachgereist war. Es war schon für die Berliner ein böses Omen, daß ihm auf der Reise in Trebbin der Wagen auseinander ging und er dort bleiben mußte, bis ein anderer aus Ber-

lin geholt wurde. Dies galt in jener Zeit für eine schlimme Vorbedeutung, die sich auch glänzend erfüllte. Von dem Kurfürsten, seiner Gemahlin zu gefallen, plötzlich aller Aemter und Würden entsetzt, aller Welt schuldig, mit zerrütteter Gesundheit, kam Curt von Burgsdorf schwermüthig und krank nach Berlin zurück, wo er am 1. Februar 1651 starb.

Sonderbar genug fand sein feierliches Begräbniß erst am 11. Mai statt und sein »sündiger Leib« wurde in der Domkirche prächtig begraben, wobei, wie Seebald und Vocellus erzählen, Dr. Crellius eine stattliche Leichenrede hielt. Diese Leichenrede klingt indeß wesentlich anders, als unser: »Schreiben aus Cöln an einen Freund in Arnheim«, welches ich, wie gesagt, dem curieusen und geneigten Leser zur Privatlectüre im Lesezimmer der Königl. Bibliothek noch ganz besonders empfehle, da es Privatissima enthält, die sich, trotz glücklich erlangter Pressfreiheit, doch nicht vollständig durch den Druck vervielfältigen lassen.

(Spener'sche Zeitung vom 11. Mai 1848.)

1648.

Der große Kurfürst handelt mit Reliquien.

Bisher boten die Geschichten flandrischer Städte nur spärliche Ausbeute für Berlinische Nachrichten, und schwerlich würde Jemand auf die Idee kommen, in den »Annales Antwerpiensis« eine Notiz zu suchen, die eigentlich zur Geschichte der alten Berlinischen Domkirche gehört. Ich könnte mir zwar ein ungemein gelehrtes Ansehen geben, wenn ich frisch weg behauptete, jene Annales des Jesuiten Daniel Papebroch durchgelesen zu haben, gestehe aber gern ein, daß ich erst durch einen Aufsatz des »Deutschen Kunstblattes« in Nr. 19. vom Jahre 1850 darauf aufmerksam gemacht worden bin, daß dergleichen Annalen überhaupt existiren. Ein solches Geständniß ist eigentlich ungeschickt, aber es ist aufrichtig und daher wenigstens nicht häufig, hat also ein quantitatives Verdienst, wenn man ihm auch ein qualitatives absprechen will.

Daß in der alten Domkirche vor und Anfangs selbst nach der Reformation sehr viele kostbare Gegenstände und Kleinodien aller Art vorhanden gewesen, erzählt uns der märkische Chronist Leutinger — und wird auch dadurch bewiesen, daß einige derselben von einem Weißgerber aus Liebenwerda gestohlen wurden; daß aber der große Kurfürst mit einigen der früher in jenem Dome befindlichen Kostbarkeiten einen Tauschhandel getrieben, erzählt der Jesuit Daniel Papebroch auf der 390. Seite des 4. Bandes seiner Annalen und können wir nichts Besseres thun, als jenen fleißigen Mitarbeiter der Acta sanctorum selbst reden zu lassen. Er sagt:

»In diesem Jahre (1638*) wurde ein altes Kleinod des brandenburgischen Hauses nach Antwerpen gebracht, was den frommen Ver-

*) Wir wissen nicht, ob diese jedenfalls falsche Jahreszahl in dem Original der Annales Antwerpiensis steht, oder ob sie vielleicht durch einen Druckfehler erst in das Deutsche Kunstblatt gekommen ist. Erstens war 1638 Friedrich Wilhelm noch nicht Kurfürst, zweitens fand seine Vermählung im Haag im Jahre 1646 statt. Es kann also nur das Jahr 1648 gemeint sein.

ehreru der heiligen Reliquien um so angenehmer war, je weniger es sich von einem Fürsten erwarten ließ, der im lutherischen Glauben von Kindheit an erzogen, nachher aus politischen Rücksichten den Calvinismus angenommen hatte. Die Ursache, welche dieses Kleinod hierher brachte, war folgende:

Der Durchlauchtigste Friedrich Wilhelm, Markgraf von Brandenburg und des heiligen römischen Reiches Kurfürst, hatte, als er sich im Haag mit der Schwester Friedrich Heinrich's, Fürsten von Oranien, vermählte, bei diesem zwei aus Antwerpen gekommene Gemälde des Frater Daniel Sephers, eines der vortrefflichsten Blumenmalers, gesehen, die diesem Fürsten, wie er hörte, von den Jesuiten waren zum Geschenk gemacht worden. Als ein großer Freund schöner Gemälde gab er zu verstehen, daß ihm ein ähnliches Geschenk sehr lieb und für die Jesuiten selbst nicht ohne Nutzen seyn würde, indem auch er in einigen seiner Clevischen Städte Jesuiten habe, denen er die freie Ausübung der katholischen Religion gestatte. Dies war genug, und innerhalb Jahresfrist erhielt er nach seinem Wunsche eine Jungfrau Maria (denn den Gegenstand hatte er dem Künstler freigestellt) von Blumen umkränzt, wofür er in einem eigenhändigen Schreiben dem Maler dankte und ein bei Anhängern dieser Sekte ungewöhnliches Geschenk beifügte. Solches bestand in zwei Fingern des heiligen Märtyrers Laurentius, die noch Spuren des ehemaligen Zusammenhanges trugen und in vergolbetem Silber gefaßt waren, wozu ein Pilgerhalband (monile palmare) von vergolbetem Silber kam, mit kostbaren Steinen, und, was noch kostbarer ist, mit Partikeln heiliger Gebeine daran. Für das Alter sprachen Farbe und Form, es wurde aber noch bestärkt durch das von der brandenburgischen Familie ursprünglich herstammende oder angenommene Wappenschild des in der Mitte angebrachten Adlers und durch eine öffentliche, in seiner Kanzlei zu Cleve ausgefertigte Urkunde, unter der eigenhändigen Unterschrift und dem Siegel des Kurfürsten, worin er bezeugt, daß diese Reliquien, die er dem Profeß-Hause in Antwerpen als ein freiwilliges Geschenk verehere, dieselben seyen, welche in einer vergoldeten, mit Steinen besetzten, viereckigen Buchse enthalten waren, namentlich zwei Finger des heiligen Laurentius, und zwar dem Anschein nach der Daumen und Zeigefinger oder wenigstens Glieder derselben in Silber gefaßt, die mit andern, aus der von seinen Vorfahren gegründeten Kirche seiner Stadt Kölln an der Spree an ihn gelangt und daselbst vormals bewahrt und zur Verehrung ausgestellt waren.«

Nach diesem Zeugniß des Jesuiten Papenbroch bleibt kein Zweifel,

daß wirklich eine der Reliquien oder Kleinodien des früheren Berlinischen Domes für ein Gemälde nach Antwerpen gewandert und daß das Bild No. 978. im Berliner Museum wahrscheinlich dasjenige ist, welches damals in den Besitz des großen Kurfürsten kam, denn die Namen Daniel Sephers, Societatis Jesu, und E. Quellinus befinden sich darauf. Es zeigt die Jungfrau Maria mit dem Christuskinde und dem kleinen Johannes rings von Blumen umgeben. Das Bild hing früher in einem der königl. Schlösser, wahrscheinlich aber nicht in dem Berliner, da es sich in dem Puhlmann'schen Verzeichnisse nicht findet.

Jene Notiz in den Annales Antwerpiensis beschränkt sich aber nicht auf die Erzählung des Herganges bei dem Tausche selbst, sondern kommt noch einmal darauf zurück, als der Kurfürst im Jahre 1661 die bekannte Reise nach Holland und Brabant machte. Bei seiner Anwesenheit in Antwerpen besuchte er auch die Kirchen und Bibliotheken und verlangte in der Bibliothek des Jesuiten-Collegiums auch alte Manuskripte zu sehen, aus denen die Patres und unter ihnen jener Daniel Papenbroch die Acta sanctorum damals gerade sammelten. Von diesem Besuche erzählt derselbe nun Folgendes: Pater Gottfried Henschen führte den Kurfürst in das Museum, oder die besondere Bibliothek der Acta Sanctorum, wo Se. Durchlaucht, nach allerlei anderen vertraulichen Gesprächen, von selbst wieder auf die Reliquien kam, die er unserer Kirche geschenkt habe, und hinzusetzte, er besäße deren noch Wichtigere, die er uns aber nicht geben werde, weil er ihnen die Erhaltung seines Lebens verdanke, nämlich Reliquien der heiligen Maria Magdalena. Als sein Hauptprediger, der ehrenhalber (hier spricht begreiflich der Jesuit) zugegen war und dem die Worte seines Herrn nicht calvinisch genug klangen, ihnen einen etwas andern Sinn beilegen wollte, sagte er zu ihm: Wie? glaubst Du, ich wisse nicht, daß dergleichen Lobtengebeine Niemand helfen können, sondern daß es Gott ist, der Denen, welche die Reliquien seiner Heiligen verehren, in Rücksicht auf diese, die Wohlthaten seiner Güte zu Theil werden läßt? — Es folgen nun noch mehrere Aeußerungen des Kurfürsten, denen man aber auf den ersten Blick ansieht, daß ein katholischer Geistlicher sie niedergeschrieben, denn in der sonst bekannten Denk- und Handlungsweise des großen Kurfürsten finden sie keine Erklärung. Wir können uns daher ihre weitere Anführung ersparen. Am Schlusse sagt der Annalist noch: »Dies hat mir der Pater Henschen mehrmals mit anderm erzählt, woraus hinlänglich hervorgeht, daß der Kurfürst der Confession, zu der er sich äußerlich bekannte, mit wenig Festigkeit anhing, indem er auch sagte,

er halte es für genügend, an Gott und Christum zu glauben, und überlasse es den Predigern und Papisten, das Uebrige auszufechten. Er nahm es jedoch nicht übel, deshalb in milder und ehrerbietiger Weise widerlegt zu werden, und als er nach einigen Jahren abermals nach Antwerpen kam, und in Abwesenheit des damals nach Rom gereisten Vater Henschen sich an Bolland wandte, gegen den er sich des mit jenem gehaltenen Gespräches freundlich erinnerte, sagte er zu ihm: »es fehlte wenig, so hätte mich jener seine Vater überredet, daß ich ein Papist oder Christ würde, wie König Agrippa zum Paulus sprach«. O, wäre dies doch wahr geworden (spricht Papenbroch weiter), aber nicht weit von seinem Seelenheil entfernt, raffte der Lob den Kurfürsten früher hinweg, als er mit Ernst an dasselbe denken wollte, wie es durch Gottes gerechtes Gericht Denen zu geschehen pflegt, die politische Rücksichten allein im Auge haben.«

Gehört nun der endliche Verbleib eines Kleinods aus dem alten berlinischen Dome und der Erwerb eines Bildes im jetzigen Museum dafür offenbar in die städtische Geschichte, so dürfte die vom Herrn Papenbroch seelig ausgesprochene Zuversicht auf die Bekehrung des großen Kurfürsten zur katholischen Religion, wohl in die allgemeine Geschichte des Landes gehören, um so mehr, als sie sich in das ursprüngliche Gebiet der Sage verliert, aus der überhaupt alle Geschichte entspringt. Ist es aber auch nicht wahr — oder vielmehr sind damals einige höfliche Redensarten mißverstanden worden, so bleibt es doch interessant, eine solche Spur aufgefunden zu haben.

Daß der Kurfürst lieber eine Reliquie als bares Geld für ein Bild gab, ist nicht allein aus ökonomischem Standpunkte, sondern aus dem einer allgemeinen Nützlichkeit begreiflich, um so mehr, als er in den Jahren 1645 bis 1648 wenig »bei Gelde« war. Mußte er sich doch, um nur die Reise zu seiner Vermählung machen zu können, von seiner Mutter 3000 Thaler borgen, eine Summe, die ihm der anderweitige Verkauf der Sanct Laurentius-Finger schwerlich eingebracht haben würde.

1653.

Der Geburtstag der Preussischen Armee.

Beinahe Zweihundert Jahre mußten vergehen, ehe Berlin wieder einen so allgemeinen und großartigen Landtag in seinen Mauern versammelt sah, wie derjenige, den Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große im Jahre 1653 aus allen fünf Marken hierher zusammenberief, um von ihm die Mittel zur Ausführung seiner großherzigen Pläne für das Wohl des Vaterlandes zu erhalten, und den er durch den berühmten Landtags-Rezeß vom 26. Juli schloß. Obgleich Landtage vor jener Zeit fast in jedem Jahre vorkamen, so ist der vom Jahre 1653 doch sowohl wegen seiner ungewöhnlich zahlreichen Beschickung und wegen seiner außerordentlichen Bewilligungen, als auch besonders deswegen merkwürdig, weil er der letzte dieser Art war, und die Ausübung der landesherrlichen Gewalt, den Landständen gegenüber, sich seit seinem Schlusse bis auf die neueste Zeit in ganz verschiedener Weise gestaltete.

Die nächste Veranlassung zu jenem Landtage gab der lebhafteste Wunsch des großen Kurfürsten, das Kriegs- und Vertheidigungswesen der Stamm-Marken so zu ordnen, daß Brandenburg nicht mehr der Spielball des Kaisers oder der Schweden sei, dann aber die Einlösung der Ämter Urendsee, Neuendorf, Disdorf und Salzwebel, welche der altmärkischen, mittelmärkischen und priegnitzschen Ritterschaft für 21000 Thaler verpfändet worden waren.

Die letztere Angelegenheit wurde ohne weitere Schwierigkeit erledigt, die erstere aber, in der man die erste Idee eines stehenden Heeres erkannte, rief große Schwierigkeiten hervor, bei denen besonders der bekannte Curt von Burgsdorf an der Spitze der damaligen Opposition stand. Da jener Landtag und sein Rezeß, also der 26. Juli 1653, als der Geburtstag unserer Armee zu betrachten ist, so mögen wir ihn immerhin durch ein dankbares Andenken feiern, denn unwillkürlich denkt man dabei an die bedeutungsvollen Worte: Warschau, Fehrbellin, Salankament, Bonn, Stettin, Leuthen, Roszbach, Groß-Beeren, Dennewitz, Leipzig, Paris und Belle-Alliance; an die Heldenthaten des Preussischen

Heeres und seiner Führer, die, wollte man sie alle nennen, sehr bedeutende Mehrkosten im Druck dieser Blätter verursachen würden; an eine Armee, von der Friedrich der Große sagte: »Die Welt ruht nicht so fest auf den Schultern des Atlas, als der preussische Staat auf den Schultern seiner Armee«; eine Armee, von der der Hochselige König in seinem Testamente gesagt: »Sie ist jetzt in einem seltenen, guten Zustande; sie hat seit ihrer Reorganisation Meine Erwartungen wie im Kriege, so auch im Frieden erfüllt. Möge sie stets ihre hohe Bestimmung vor Augen haben, möge aber auch das Vaterland nimmer vergessen, was es ihr schuldig ist«; eine Armee endlich, von welcher König Friedrich Wilhelm IV. in der Thronrede am 11. April 1847 sagte: »Unser gerechter Stolz und starker Schild — Mein Heer — ist in Linie und Landwehr unvergleichlich zu nennen!«

Solche Zeugnisse lohnen schon die Frage, welche Zeugen in der Geburtsstunde die Wiege unseres Geburtstagskinds umstanden, welche Constellation am Himmel Gutes oder Böses prophezeite, und da findet sich denn das großartige Bild dieses letzten Brandenburgischen Landtages, dem alle Geschichtschreiber unseres Vaterlandes einstimmig eine so hohe Bedeutung zugestehen. In den dreizehn Jahren, die der große Kurfürst damals regiert, hatten die Stände schon erkennen lernen, daß die Zeit des Schwankens, der Unsicherheit vorüber sei, daß sie einen Herrn gefunden, der das Rechte und Lichtige wollte, aber sonst auch nicht mit sich scherzen ließ; darum kamen sie ihm denn auf das Bereitwilligste in seinen Plänen entgegen, und bewilligten ihm fast alle in 72 Haupt- und 22 Neben-Artikeln bestehenden Propositionen. Zunächst für 6½ Jahr 530,000 Thaler für den Unterhalt der Regimenter, so wie noch besonders auf 4 Monate 20,000 Thaler für die Infanterie und eine Kompagnie zu Pferde. Dann die Berechtigung, noch 6 Jahre lang die doppelte Kriegsmeße, eine Art von Zehnten-Abgabe, und endlich 10,000 Thaler für die Kosten der damaligen Gesandtschaft in Regensburg.

Fast wären alle diese Summen ohne Debatte bewilligt worden, wenn nicht Curt von Burgsdorf, sonst ein Liebling des Kurfürsten und in seiner nächsten Umgebung, ja nur durch sein Verhältniß zum Hofe überhaupt von Bedeutung, gegen die Vorschläge des Kurfürsten aufgetreten wäre und die Stände ermahnt hätte, ja nicht das Recht der jährlichen Bewilligung für die kurfürstliche Armee aus den Händen zu geben, und keinen bestimmten Fonds für den regelmäßigen Unterhalt derselben anzuweisen. — Er führte an, daß, wenn die Stände die Entstehung eines bleibenden Heeres zugäben, künftig die Landtage ganz überflüssig werden

würden. Seine Opposition war aber, den edlen und großen Absichten des Kurfürsten gegenüber, ohne allen Erfolg, und war es um so mehr, als beide Burgsdorfs durch ihr sittenloses, schwelgerisches Leben in keiner besonderen Achtung bei den Edlen des Landes standen.

Der Kurfürst hätte diesen Widerstand, der ihm aus seiner nächsten Umgebung entgegen trat, vielleicht übersehen, aber die Kurfürstin, und besonders der Hofprediger Blaspiel, die in diesem Vorgang endlich eine Hoffnung sahen, den Hof von einem so leidenschaftlichen Säufer und Raufbold zu befreien, ruhten nicht eher, bis Curt von Burgsdorf nach Blumberg, auf sein Gut, nicht weit von Berlin, verwiesen wurde.

Eine andere Merkwürdigkeit dieses Landtages war, daß die Neumärkischen Stände, obgleich sie mit 39 Beschwerdepunkten nach Berlin gekommen waren, bei der Wichtigkeit der allgemeinen Landes-Interessen erklärten, wie sie nach Beendigung desselben in Cüstrin eine besondere Versammlung halten und dort ihre Gravamina unter sich abmachen wollten, so daß die Resultate dieses letzten großen Brandenburgischen Landtages durch nichts getrübt oder beeinträchtigt wurden. Auch sie erhielten unterm 19. August desselben Jahres einen Landtags-Recess, der beide Theile vollständig zufrieden stellte.

Sollte Jemand die unwahrscheinliche Neigung haben, beide Landtags-Abschiede in extenso zu lesen, so findet er sie in Mylii Constit. March. vollständig abgedruckt.

Hören wir indessen schließlich, was der ehrenwerthe alte Buchholz bei dieser Gelegenheit sagt. »Seit jener Zeit ist kein allgemeiner Landtag mehr gehalten worden, sondern es haben sich bloß Ritterschaft und städtische Deputirte aus den Provinzen versammelt; denn in der That waren die allgemeinen Landtage für jeden Stand in Person zu bereisen, zu beschwerlich und kostbar, und mancher dadurch genöthigt, seine Stelle durch Andere vertreten zu lassen. Also war es besser, daß in jeder Provinz die Stände zusammen kamen, und hernach ihr Wort auf der Landschaft zu Berlin durch die Landräthe und Deputirte reden ließen, dazu von städtischer Seite nur die von den Hauptstädten abgeschickt werden durften.« Nur vergesse man nicht, daß Buchholz 1771 schrieb. Gegenwärtig haben sich die Ansichten bekanntlich wesentlich geändert, auch ist der Beschwerlichkeits- und Kostenpunkt nicht mehr von solchem Einfluß als früher. Nur die Setzer und Drucker der Zeitungen waren auch in neuester Zeit noch von der Beschwerlichkeit, und die respectiven Redacteurs derselben von dem Kostenpunkt vollständig durchdrungen.

(Spener'sche Zeitung vom 26. Juli 1847.)

1655.

Die wohlklingende und lustige Pauke,

eine Sammlung von hundert sinnreichen Scherzgedichten — so heißt ein 1702 in Berlin gedrucktes Duodez-Bändchen, dessen Verfasser der Kammergerichts-Advokat, Kämmerer und Stadtrichter von Eölln, Herr Nicolaus Peuter, eine Art von Stadtpoet, war, welcher, je nach den Zeit-Umständen, den städtischen Bedarf an Gedichten lieferte und auch sonst seinen poetischen Drang in verschiedenen Sinn-Gedichten ausströmte. Daß er sein Buch »die lustige Pauke« genannt hat, giebt schon den Maßstab Dessen, was er unter Scherzgedichten versteht, denn offenbar soll es eine Anspielung auf seinen Namen »Peuter« sein. Heut zu Tage würde er es anders nennen, weil sonst die geehrte Kritik dermaßen auf seine Pauke lospauken würde, daß ihm die Lust zu Scherzgedichten auf recht lange verginge.

Peuter muß bei Hofe gut angeschrieben gewesen sein, denn der große Kurfürst scherzte gern mit dem gutmüthigen, durch seine munteren Einfälle gern gesehenen Manne, und Nicolai theilt, ohne indessen seine bestimmte Quelle zu nennen, eine gereimte Antwort des Kurfürsten auf Peuters Bitte mit, ihm doch bei einer Jagd im Grunewald (1671) auch ein Stück Wild zukommen zu lassen. Wahrscheinlich war diese Bitte in Reimen ausgesprochen worden, denn der Kurfürst selbst antwortete darauf durch folgendes gereimte Dekret:

Der große Nimrod giebt Befehl,
Actäon, das ist der von Oppen,
Soll Niclas Peutern seine Kehl
Mit einem wilben Schweine stoppen;
Er wird dafür, wenn Dorothee,
Die Churfürstin, nach Kindesweh
Sich wohl und glücklich wird befinden,
Ein Wiegenlied zusammen binden.

Daß Peuker sich so etwas nicht zweimal sagen ließ, beweist nun eben seine »lustige Pauke«, denn es finden sich darin so viel Wiegenlieder, als der Kurfürst Kinder gehabt, nebst einer bedeutenden Anzahl von Gelegenheits-Gedichten auf alle nur erdenklichen Familien-Freuden bei Hofe. Eins darunter, auf die Geburt des Kurprinzen Carl Lemil, am 6. Februar 1655, ist gerade die Veranlassung, seiner zu erwähnen. Es ist dies ein ganz speziell Berlinisches Gelegenheits-Gedicht, welches, neben mancher poetischen Schönheit, auch topographische Verdienste hat, und gewissermaßen seiner Zeit die Stelle eines Fremden-Führers durch Berlin vertreten konnte. — Wer die lustige Pauke nachschlagen will, der findet das poëma quaestionis auf der 17. Seite, und da eine nachgeschlagene Pauke nothwendiger Weise einen Ton von sich geben muß, so möge sie auch hier nachklingen.

So lautet denn, was Peuker auf seiner lustigen Pauke gepaukt:

Schlaf Chur-Prinz, Friedrich Wilhelms Sohn,
Damit du größer wirst
Und endlich deines Vaters Thron
Besitzest, als ein Fürst.

Es liegt noch keine Sorg' auf dir;
Drum schlaf' und weine nicht:
Der Krieg, das ungeheure Thier,
Steht draußen, wie man spricht.

Wir lassen ihn noch nicht herein,
Und kommt er unvermuth't
So sagen wir: du bist noch Klein;
Ein Schelm, der dir was thut!

Dein Vater ist ein starker Held,
Wenn er sein Schwert bewegt,
Und mit den Seinen zieht ins Feld;
Wer ist wohl, der ihn schlägt?

Drum schlaf', es hat noch keine Noth;
Wann ist nicht Krieg geschahn?
Und morgen, will's der liebe Gott,
Solltu den Garten sehn;

Den Garten, den dein Vater hat
So wunderschön gebaut,
Desgleichen Babylon, die Stadt,
Raum jemals angeschaut.

Du wirst dich wundern um den Mann
Mit einem Gabelstiel,
Der Wasser von sich spritzen kann,
Sobald der Gärtner will.

Du siehst den wunderschönen Klee
Dem Lenz entgegen gehn.
Und Männchen, weißer als der Schnee,
Nach guter Ordnung stehn.

Du siehst der Tulpen Atlas an
Und zweifelst, ob auch Hirt,
Ein Maler, so schön malen kann,
Als's hier gesehen wird.

Du wirst durch köstlichen Geruch
Bis auf das Herz ergötzt,
Wenn als ein wolkenblaues Tuch
Viole stehn gesetzt.

Du hörst das liebliche Geschrei
Der Vögel, wann zumal
Der Amsel Stimme kommt herbei,
Nebst einer Nachtigall.

Du kömmt ins Pommeranzenhaus
Und probest den Geschmack;
Du liesest dir Citronen aus,
Die Welschland kaum vermag,

Nach diesem hältst du Mittagsruh,
Und wann du bist erwacht,
So zeigt man dir die müßige Kuh,
Aus Holland hergebracht.

Man weist dir den Reiter-Stand,
Unlängst hier angelegt.
Und wie bald hier, bald dort, ein Land
Das Wild mit Feu verpflegt.

Man führt dich auf den Neuen Berg,
Und zeigt dir Hirsch und Wild,
Die neue Spree, das Schleusenwerk,
Und noch was sonst viel gilt.

Schlaf' also, lieber Chur-Prinz, schlaf',
Du sollt dies Alles sehn.
Wird das nicht stattlich sein und brav?
Ja, ja, es soll geschehn.

Der um die Geschichte unserer Vaterstadt so mannigfach verdiente Friedrich Nicolai giebt in Bießer's »Berlinischen Blättern« 1797 einen Kommentar zu diesem Gedichte, der mancherlei interessante Notizen enthält. Seinem Beispiele folgend, und das dort Angeführte vervollständigend, mögen auch hier einige Erklärungen eine Stelle finden.

»Chur-Prinz Carl Nemilius« war der zweite Sohn des großen Kurfürsten. Der erste Sohn, Wilhelm Heinrich, war 1648 geboren, aber ein Jahr darauf schon wieder gestorben. — Sechs Jahre lang blieb die Ehe des Kurfürsten ohne Kinder, so daß das Kurhaus Brandenburg in dieser Zeit nur auf zwei Augen stand, bis Carl Nemilius geboren wurde. Alle Geschichtschreiber stimmen darin überein, daß dieser Prinz die vorzüglichsten Anlagen und Eigenschaften zu einem künftigen Regenten gehabt. Als Beweis dafür dient wohl, daß der Kurfürst ihm schon im fünfzehnten Lebensjahre die Statthalterschaft in Preußen anvertraute. Neunzehn Jahr alt, ging er mit in den Elsaß, zu dem Krieg gegen Frankreich, wo er 1674, am 15. Oktober, im Lager bei Blesheim erkrankte, nach Straßburg gebracht wurde und dort am 27. November starb. Durch seinen Tod wurde Prinz Friedrich, der spätere erste König von Preußen, Kurprinz.

»Krieg, das ungeheure Thier, steht draußen, wie man spricht.« Es ist hier der schwedisch-polnische Krieg gemeint, den Carl Gustav von Schweden damals eben erklärte, und dessen Verlauf die dreitägige Schlacht bei Warschau herbeiführte, in welcher der große

Kurfürst zum ersten Male seine Brandenburger dem Feinde gegenüber stellte. Darum ist auch der Vers:

»Dein Vater ist ein starker Held,

»Wann er sein Schwert bewegt«

etwas anticipirt, weil 1655 die Schlachten bei Warschau und Fehrbellin noch nicht geschlagen waren.

»Der Garten, den dein Vater hat so wunder schön gebaut«, ist der damals wirkliche, gegenwärtig nur noch sogenannte Lustgarten, welcher zu jener Zeit, nach mannigfachen Beschreibungen, ein wahrer Ausbund von Garten gewesen sein soll. Das später erwähnte Pommeranzenhaus ist indessen nicht dasjenige, welches im Munde des Volks noch jetzt so genannt wird, und nichts weniger als Pommeranzen, sondern Gyps und Marmor enthält; es wurde erst 1685 gebaut. Das hier erwähnte war ein gewöhnliches Treibhaus, 150 Fuß lang und 60 Fuß breit, im Sommer nach holländischer Art oben offen, im Winter mit Brettern und einer Lage Mist gedeckt. Gebaut war es 1652.

»Der Mann mit einem Gabelstiel, der Wasser von sich spritzen kann.« Es war dies eine kolossale, halb liegende Statue des Neptun, aus weißem Sandstein, welche in der Mitte des Bassins im Lustgarten stand. — Diese Statue ist noch vorhanden und befindet sich in dem großartigen und in vielfacher Hinsicht höchst merkwürdigen Garten des Grundstücks Nr. 167 in der Köpenicker Straße, dem Gutsbesitzer Herrn Albrecht gehörig, wo der freundliche Besitzer mir gestattet sie zu besehen. Dieser Garten, so wie das ganze Grundstück mit seinen fürstlichen, an Sanssouci erinnernden Anlagen ist unstreitig eine der interessantesten Erscheinungen Berlins. Früher wurde er mit seinem Garten»Theater, Wild-Garten, Kiosken, Statuen und Bosquets oft unter dem Namen »Irgischer Garten« genannt. —

Ich vermuthe auch, daß die »Männchen, weiß wie Schnee« Statuen von Kindern, deren es in jenem Garten eine bedeutende Anzahl giebt, denselben Ursprung haben, als der Neptun, habe aber keine Gewißheit darüber.

»Du siehst der Tulpen Atlas an.« Der Tulpen- und Aurorelen-Flor, den der Kurfürst im Lustgarten pflügen ließ, war im ganzen nördlichen Deutschland berühmt — (siehe Usholz). Der Kurfürst ließ sich die Blumen aus Holland kommen und legte im Jahre 1645 einen besonderen Blumengarten dafür an, der, als ein Theil des Lustgartens, vor der jetzigen Hof-Apothekelag, und mit Hecken von Kirschchen- und Mandelbäumen eingefast war. Später verlor sich die

Liehhaberei des Kurfürsten für Blumen, und die Obstzucht trat an deren Stelle.

»Der Maler Hirt.« — Dies war der Hof-Maler Michael Conrad Hirt, auch Hirdt geschrieben. — Er findet sich schon im Jahre 1646 als Hofmaler mit 400 Thalern Gehalt, 3 Hausen Holz vom Eöllner Holzhofe und freier Wohnung, in dem Hof-Etat verzeichnet. Im Schlosse befinden sich mehrere 1648 gemalte Deckenstücke von ihm; sonst malte er Historien und Bildnisse, auch Miniaturen auf Silber und Gold. Zwei Bildnisse von ihm sind in der Nicolai-Kirche vorhanden. Das eine, 1762 gemalt, stellt seinen Schwiegervater, den gelehrten Musiker Johann Krüger, vor, das andere den Probst Peter Behr.

»Umseln, Nachtigallen« im Lustgarten, sind vermuthlich poetische Phantasmata, obgleich Peuker auch nur von einer Nachtigall spricht. Gegenwärtig dürften sich dergleichen, vielleicht wegen Nachtigallen-Steuer, schwerlich dort mit lieblichem Geschrei hören lassen.

»Citronen, die Welschland kaum vermag.« — Eine kühne und adulatorische Behauptung, die, bei aller Vorliebe für die heimathlichen Marken, jetzt wohl kaum jemand riskiren würde.

»Nach diesem hältst Du Mittagsruh.« — Jedenfalls eine Angabe, welche einige Wahrscheinlichkeit für sich hat — auch wenn sie sich nicht anders, als durch allgemein menschliche Wahrnehmung dokumentiren ließe.

»Die mülke Ruh.« Diese befand sich vermuthlich in der kurfürstlichen Meierei, welche in der jetzigen Alten Leipziger Straße, in der Gegend der städtischen Gewerbe-Schule, mit holländischen Röhren besetzt war. Von hier aus veredelte der große Kurfürst die Viehzucht in der Mark durch vortreffliches Zuchtvieh, welches er aus Nord-Holland und aus dem Clevischen kommen ließ.

»Der Reiher- und Wildstand.« Beides befand sich im Thiergarten, der dazumal noch umzäunt und zur Jagd eingerichtet war.

»Der Neue Berg« soll nach Nicolai's Angabe eine kleine Anhöhe in der jetzigen neuen Grünstraße gewesen sein, und auch zum Thiergarten gehört haben. Andere Quellen für diese Angabe, oder eine nähere Erklärung, warum dem Kurprinzen gerade dort Hirsche gezeigt werden sollen, habe ich nicht auffinden können.

Weitere topographische Anpreisungen fertigt Peuker mit der Sammel-Phrase: »Und was sonst noch viel gilt« ab. In diesen weitläufigen Rahmen lassen sich allerdings noch unendlich viele städtische Merkwürdigkeiten fassen, und vermißt jemand eine ihm bekannte Merk-

würdigkeit jener Zeit, so kann er sich damit trösten, daß die lustige Pause gerade von dieser gemeint hat — sie gelte viel. — Uebel nehmen kann also niemand eine etwaige Auslassung.

Heut zu Tage würde ein Gedicht, das einem neugeborenen Prinzen — nach gehaltener Mittagsruhe — die Merkwürdigkeiten und Recreations-Orte Berlins vorführen wollte, länger werden müssen: nur würde unmaßgeblich dem Werke ein anderer Titel, als der einer »lustigen Pause« gegeben werden müssen, weil erstens das Wort »lustig« und hauptsächlich das Wort »Pause« leicht den Verdacht einer politischen Tendenz anbahnen könnte.

(Spener'sche Zeitung vom 6. Februar 1848.)

1657.

Eine Schul-Prügelei auf der langen Brücke.

Beim Suchen nach allerlei Nachrichten über die Geschichte Berlins fiel mir neulich auch folgende kurze Notiz in den zwei großen Foliobänden des Geheimen Staats-Archivs: »Erziehungs-Acten des Markgrafen Christian Ernst von Bayreuth« in die Augen. Einer der Präzeptoren des Markgrafen, Müller, schreibt nämlich unterm 27. Mai 1657 an seinen Kollegen Brunnenwasser:

»Vor acht Tagen war des verstorbenen Grafen v. Wittgenstein Leiche von hinnen abgeführt worden. — Wobey es aber zwischen denen beiden Schulen Cölln und Berlin (dann die Joachimsthaler gar nicht dazu kommen) wegen der Praeedenz ein großer Tumult entstanden, also daß sie mitten in der Procession auf der langen Brücken mit Schlägen aneinander kommen und die beiden Rectors das ihrige wohl bekommen; dann dem Rector von Berlin von einem Köllnischen Schüler eine herbe Ohrfeige zugestellt worden, hingegen ein Berlinischer Schüler dem Cöllnischen Rectori mit einem Stein so säuberlich den Kopf gerieben, daß das rothe Blut darnach gegangen. Es war eine Lust, zuzusehen, wie sich die Jungens bei den Köpfen einander herumzauseten und dadurch ecclessiam militantem repräsentireten. Doch ist endlich dieser Tumult durch etliche geschickte Musquetiere, so an Zuschlagen nichts ermangeln lassen, gestillet worden.«

Damit waren leider die gesuchten Berolinensia in den beiden biden Folianten vor der Hand zu Ende und für die »Berlinischen Nachrichten« weiter keine Ausbeute darin zu finden. Muß man die Notiz aber leider kurz nennen, so muß man auch so gerecht sein, sie gut zu nennen, denn schon der Ausdruck, daß dem Berlinischen Rectori eine Ohrfeige zugestellt worden, ist von einer reizenden antiquarischen Naivität und die Umschreibung des »Reibens mit einem Steine an dem Kopfe des Cöllnischen Rectoris, so daß das Blut, und noch obenein das rothe Blut danach gegangen«, so durchaus vaterstädtischer Zu-

gehörigkeit, daß man unwillkürlich an das Afrika'sche »Alles schon dagewesen!« erinnert wird. Wer in Berlin wüßte nicht, daß von jeher die verschiedenen Schulen einen heftigen Haß aufeinander gehabt. Guelfen und Ghibellinen konnten sich nie so acharnirt ein Bein stellen, als früher das Gymnasium zum grauen Kloster dem Werderschen. Die rothe und weiße Rose schufen keine erbitterteren Parteien, als das Joachimsthal und die Realschule. Die Montecchi waren sanft im Vergleich gegen einen Hartung'schen Schüler und die Capuletti friedlich gegen einen Bartels'schen. Der Schloßplatz, wenn Schnee gefallen war, — der (leider ehemalige) Schneckenberg im Thiergarten, wenn im Sommer die Schule früher aus war, wissen von diesen Kämpfen aus früherer Zeit zu erzählen. Nun kommt auch noch die Gewißheit hinzu, daß es vor 200 Jahren auch schon so gewesen! Das beruhigt manchen spät erwachten Gewissensbiß über tolle Streiche in der Schule und läßt die Hoffnung nicht zu Schanden werden, daß auch unsere Nachkommen uns, nun Altgewordenen nachahmen dürften.

So klar im Ganzen die Darstellung des Präzeptors Müller vom Jahr 1657 ist, so befindet sich doch ein Ausdruck darin, der Bedenken anregt. Er spricht nämlich von etlichen geschickten Musquetieren, die es auch nicht am Zuschlagen ermangeln lassen, und es drängt sich dabei die Frage auf: Waren das physisch oder moralisch geschickte Musketiere, d. h. hatte man sie geschickt oder zeichneten sie sich durch ihre Geschicklichkeit in »nicht ermangelndem Zuschlagen« so vortheilhaft aus, daß der Berichterstatter dies besonders erwähnen zu müssen glaubt? — Leider muß dieser sehr zu entschuldigende Zweifel wenigstens für weitere 200 Jahr ungelöst bleiben, während das Factum der Prügelei auf der langen Brücke so unzweifelhaft feststeht, daß man mit inniger Freude ein abermaliges wichtiges Moment für die Bildungsgeschichte der Hauptstadt gerettet sieht.

Natürlich machte ein so unerwarteter Fund Lust zu Mehr und so wurden denn die beiden Folianten durchgeblättert. Da fand sich nun zwar nichts speziell Berlinisch, aber doch so viel allgemein Interessantes für die Geschichte eines jungen Hohenzollern-Fürsten, daß es wohl der Mühe lohnt, den alten vergelbten Blättern ein wenig zu folgen. Schon die ritterliche und wahrhaft fürstliche Persönlichkeit des Markgrafen Christian Ernst ladet dazu ein, um so mehr, als sie ihren vollständigen und gewissenhaften Biographen noch erwartet.

Am 27. Juli 1644, also mitten unter den Stürmen des 30 jährigen Krieges geboren, verlor der junge Prinz im 11. Lebensjahre die

legten seiner Verwandten und kam unter die Ober-Vormundschaft des Kurfürsten Friedrich Wilhelms des Großen. Die noch im Manuskript vorhandenen Edukations-Akten beginnen schon mit dem Jahre 1651, wo der erste Lehrer des damals noch 7jährigen Prinzen, Zacharias Kochmann, von ihm schreibt, daß er »fast einem langsamen Ingenium« habe, aber zum Schreiben sehr begierig sei. Sonst sagt er, ist bei seiner Lust zum Studiren insgemein fast nichts zu besideriren, nur langsam, langsam, welches eine treffliche patientia praeceptoris erforderte. Auch ist ihm die Zunge von Natur etwas schwer.

Im Jahr 1652 tritt der Candidatus juris Caspar Brunnenwasser als Vice-Hofmeister und Inspektor neben dem Präzeptor in Dienst. Dieser Herr Brunnenwasser scheint auch in einer der Berlinischen Schulen seine Elementarstudien gemacht zu haben, denn seine Erziehungs-Methode basirte sich vorzugsweise auf die Ruthe und sogenannte »Schulstreiche«. Was die Ruthe betrifft, so schreibt Herr Brunnenwasser dieses Instrument mit lateinischen Buchstaben R u t a und meint in einem Bericht vom 10. September 1653, daß der junge Prinz beim Vater-Unser gestuzet und sich habe einhelfen lassen, auch dazu gelacht, bis endlich die scharfe Ruta praeceptoris ihm das Gebet heraus gezwungen. Hinsichtlich der Schulstreiche, so scheinen diese denn doch wirklich außer allem Späße gewesen zu sein!

Am 5. Oktober desselben Jahres berichtet Brunnenwasser nämlich:

»Die vorgewesene Splennität des fürstlichen Begräbnisses, die Anwesenheit des Markgrafen von Dnolzbach und andere Festivitäten hätten den Prinzen zur Courtoisie und Tugend auffordern sollen, aber statt dessen habe er eine solche Obstination gezeigt, daß man ihn mit aller Gewalt während dieser Tage zu seinem Devoirs treiben müssen, wobei ich ihm gestern Mittag überm Besen vielleicht durch Mißlingen eines Schulstreiches Nase und Maul gefärbet.«

Was daß für eine Art von Schulstreich gewesen, darüber giebt eine Randbemerkung des Präzeptors Kochmann Aufschluß, der daneben geschrieben: »Ist eine Maulschelle gewesen, so ihm Brunnenwasser versetzet, davon er übern Haufen gefallen, sehr geblutet, daß man's in etlichen Tagen nicht aus den Dielen waschen können und also war es kein Schulstreich.« Nach solchen Edukationsmitteln wundert man sich denn nicht besonders, wenn der Prinz in der Verzweiflung einmal ausrief: »Da will ich ja lieber ein Ochsenhirt werden, als bei meinem Hofmeister länger bleiben, und wenn man mich dazu zwingt, so springe ich aus dem Fenster!«

Man erfährt dies aus einem bei den Akten liegenden Revers des Prinzen, zu dessen Ausstellung er wahrscheinlich von Brunnenwasser durch Anwendung wiederholter Schultreiche gezwungen worden ist. Dieser merkwürdige Revers vom 14. September 1654 lautet wörtlich:

»Ich, Christian Ernst, Markgraf, bekenne mit dieser meiner eigenen Hand und Siegel, daß ich bisher sehr trotzig und ungehorsam gewesen bin; daß ich auch nicht fleißig lernen wollen, sondern gesagt, ich wollte lieber ein Ochsenhirt, als länger beim Hofmeister seyn. Weil mich ebendeswegen Ihre Gnaden mein Großvater und seine Geheimen Rätthe zu einem Ochsenbuben haben machen wollen, ich aber sie und meinen Herrn Hofmeister mit Weinen um Verzeihung gebeten, so habe ich zu Versicherung dessen, diesen Revers von mir gegeben, welchen ich gewiß steif und feste zu halten ich hiermit verspreche, und wenn ich noch einmal solcher unziemlicher Worte und Trozigkeit mich werde verlauten lassen, sollen Ihre Gnaden, mein Herr Großvater, ohn' alle Barmherzigkeit mich zu einen Ochsenhirten machen, und gar abschaffen mein Herr Hofmeister soll mich auch nie mehr wieder annehmen, etwas lehren.«

Gründlicher als durch dergleichen Reverse und »vielleicht« mißlungene Schultreiche, kann nun wohl eine Erziehung nicht leicht verborgen werden und es ist eigentlich zu bewundern, wie sich aus einer solchen Behandlungsweise der Charakter des jungen Fürsten noch so entwickeln konnte, wie wir ihn später finden. Zu Pfingsten 1656, also in noch nicht vollendetem 12. Lebensjahre, genoß Christian Ernst zum ersten Male das heilige Abendmahl und wurde nun auf Anordnung des großen Kurfürsten von Bayreuth nach Halberstadt gebracht, wo er seine Studien fortsetzen sollte, während seine Lehrer dieselben blieben; Herr Kandidat Brunnenwasser also ebenfalls nach Halberstadt wanderte. Dagegen kommen dort noch zwei andere Präzeptoren dazu, nämlich der spätere Geh. Rath Vilien und jener Müller, derselbe, welcher so annuthig aus Berlin über die Schul-Schlägerei auf der langen Brücke berichtete.

Interessant ist in diesen Exekutions-Akten ein Schreiben des großen Kurfürsten an die Vormundschafts-Rätthe des Prinzen, welches aus dem Hauptquartier bei Warschau, vom 7. Juli 1656, also am Vorabend der Schlacht bei Warschau, datirt ist und Oekonomie in den Ausgaben des Prinzen Unterhalt vorschreibt, damit etwas bei Seite gelegt werden könne, was dem Markgrafen bei erlangter Großjährigkeit sehr nützlich sein möchte.

Wie diese 4 Lehrer nun drauf los erzogen, das ergibt sich ziem-

lich deutlich aus den Klagen derselben, daß der junge Prinz sogar bei Tische mit Niemandem ein Wort redete und trotz aller Ermahnungen kaum den Mund aufthue. Daß es nicht allein Einschüchterung, sondern Erbitterung des jungen Gemüthes war, geht aus einer Anmerkung des Statthalters Freiherrn von Blumenthal hervor, in der es heißt: »Wenn ich einen jungen Hasen im Saale hegen lasse, so finde ich hergegen, daß keiner unter seinen jungen Pagen oder Bedienten beredeter oder lustiger ist, als der junge Markgraf!«

Nach einjährigem Aufenthalte in Halberstadt und dem Tode des mit der Aufsicht über die Erziehung des Prinzen beauftragten Statthalters, Freiherrn von Blumenthal, befahl der große Kurfürst plötzlich, den Prinzen aus Halberstadt nach Berlin zu bringen, und sandte den Kammergerichts-Rath Otto v. Grote, Domprobst zu Havelberg, nach Halberstadt, um den Prinzen von dort abzuholen. — Welche Ursache v. Grote hatte, die Abreise auf die rücksichtsloseste Weise zu beeilen, ist nicht aus den Akten ersichtlich, läßt sich aber durch die Abneigung des bayreuthischen Vormundschafts-Raths erklären, welcher fürchtete, daß der streng lutherisch erzogene Prinz in Berlin zur reformirten Religion herüber gezogen werden würde, weshalb sie für einen Aufenthalt in Dresden zu wirken suchten. Ein Vorgang gleich nach der Ankunft in Berlin scheint diese Befürchtungen zu rechtfertigen. Der Prinz hatte nämlich grade das Abendmahl nehmen wollen, als v. Grote in Halberstadt ankam. Die Abreise wurde aber so eilig betrieben, daß aus dem Kirchgange des Prinzen nichts wurde und man ihn damit beruhigte, daß er das Abendmahl ja in Berlin nehmen könne. Das wollte der Prinz denn auch gleich nach der Ankunft in Berlin thun, aber der Schloßhauptmann v. Göke und der Kammergerichts-Rath v. Grote wollten es nun nicht zugeben, weil der Prinz ja noch ein Kind sei. — Ueber diesen Vorgang liegen ein Schreiben des Prinzen selbst an den Kurfürsten, eine Beschwerdeschrift des bayreuthischen Vormundschafts-Rathes v. Stein und dessen Briefe vor. In dem Briefe des Prinzen spricht sich eine große Festigkeit und ein edles fürstliches Feuer aus. Nach ausführlicher Erzählung des Vorganges heißt es in diesem Briefe:

»Also ersuche ich Ew. Gnaden gehorsamlich, Dieselben mögen belieben, mir deshalb für ihnen (nämlich dem v. Göke und v. Grote) Ruhe zu schaffen, damit sie mich in meiner Religion, in welcher ich geboren und erzogen bin und bis an den letzten Athemzug beständig dabei verbleiben werde, unbedingt lassen, oder aber mir gnädig zu erlauben, daß ich mich auf eine Universität begeben kann u. s. w.«

Die Beschwerbeschrist spricht dagegen von *insultibus et tentationibus* derer Reformirten, sagt, daß man damit umgehe, dem Prinzen zwei Kammerjuncker reformirter Religion zu geben und »daß es den Anschein habe, als ob man in Berlin verrathen und verkauft sey.«

Der Kurfürst, welcher bereits von der tyrannischen Behandlung des Prinzen durch seine Lehrer und besonders durch den Kandidaten Brunnenwasser erfahren hatte, sandte diesen Letzteren endlich von Berlin nach Bayreuth zurück und ließ nur den Villen weiteren Unterricht geben. Diesen Schulstreicher scheint die Entlassung sehr gewurmt zu haben, denn er versuchte, trotz der Entfernung, in steter Verbindung mit der Umgebung des Prinzen zu bleiben, namentlich korrespondirte er mit dem Kammerdiener Korn, der ein ganz absonderlicher Geselle gewesen zu sein scheint und alles mögliche Gehässige und Widerwärtige dorthin meldete. In jedem seiner Briefe empfiehlt er zwar, daß man sie gleich nach dem Lesen vernichten möge; ihr Vorhandensein bei den Akten beweist aber, daß man sich in Bayreuth mit dieser Vernichtung nicht sonderlich beeilt und kann man denn nach 200 Jahren einen sehr un-erquicklichen Blick in das Treiben der Umgebung des jungen Markgrafen thun.

Uebrigens glaubte der Kurfürst, daß der Prinz jenen Brief, in dem sich so viel Festigkeit und Entrüstung ausspricht, nicht selbst geschrieben, sondern daß er ihm von seinem Lehrer diktirt worden sei. Er ordnete eine Untersuchung an und am 20. April erschienen beim Prinzen der Ober-Kämmerer Freiherr v. Puttlich, Herr v. Ebben, Herr v. d. Knesebeck und Dr. Lönnow, sämmtlich Geheime Rätthe, und nahmen ein Protokoll darüber auf, ob der Prinz jenen Brief vom 15. März selbst geschrieben oder ob er ihm diktirt oder zum Abschreiben vorgelegt worden sei? Ehe sie seine Aussage zu Protokoll nahmen, erklärten sie im Namen des Kurfürsten, daß Se. Durchlaucht nimmermehr gesonnen wären, Se. fürstliche Gnaden von ihrer Religion abzuwenden, noch zu zwingen oder zu dulden, daß solches von Anderen geschehe; — daß die strengen Hoffmeisters, über welche der Prinz geklaget, nunmehr abgeschafft seyen und daß der Prinz zu Pfingsten nach seinem Wunsche eine Universität beziehen könne. — Nach diesen Präliminarien erfolgte die Vernehmung zu Protokoll und der Prinz sagte Folgendes aus:

»Mit höchstem Wahrheitsgrund kann ich nichts anders sagen, als daß ich jenes Schreiben für mich allein, ohne irgend Jemandes Anleitung oder Diction, selbst aufgesetzt und hernach abgeschrieben. Daß

Concept habe ich jedoch dem Herrn v. Stein nach Bayreuth mitgegeben, damit er solches den Vormundschaftsräthen zeigen könne. Wenn der Kurfürst es verlangt, will ich es mir von dort zurückkommen lassen. Wenn man mich mit der Anmuthung verschont hätte, das heilige Abendmahl zu unterlassen, so hätte ich auch jenen Brief nicht geschrieben. Herr v. Grote hat mich ein Kind gescholten, das nichts versteht. Dies hat mich verdrossen und aus lauter Wehmuth bin ich veranlaßt worden, dieses dem Kurfürst, als meinem Vater zu klagen. Gegen Se. Durchlaucht habe ich nie einen Zweifel oder ein Mißtrauen gehabt, sondern vielmehr mein ganzes Vertrauen und meine Zuversicht auf ihr gesetzt. Deswegen habe ich, wie ein Kind seinem Vater, meine Noth und mein Anliegen geklagt und um Schutz und Hülfe ange-suchet. — Was die Entlassung der Lehrer betrifft, so bitte ich, daß man mir die Leute, welche ich habe und an die ich gewöhnt bin, läßt, damit ich nicht alle vier Wochen neue Leute um mich habe, in die ich mich erst schicken muß. Für die Erlaubniß, auf die Universität zu ziehen, sage ich der bewiesenen väterlichen Treue und Vor-sorge Sr. Durchlaucht meinen gehorsamsten Dank und bitte nur, daß die Reise dahin je eher je lieber erfolgen möge.«

Mit diesem Protokoll begaben sich die Herren Rätthe in die Geheim-rathsstube, um den Bericht an den Kurfürsten in Königsberg zu ent-werfen.

Das Konzept jenes Briefes scheint in der That später von Bay-reuth her beigebracht worden zu sein, denn es befindet sich bei den Akten und beweist, daß Herr v. Stein die ursprüngliche Fassung noch sehr gemildert hat. So z. B. sagt der Prinz: »Die Grobheit des Hrn. v. Grote«, Stein verbessert das aber in »die importune Eile«, und wo der Prinz von seinem »Christlichen Vorhaben spricht, das durch reformirte Geistliche verletzt worden sei«, da corrigirt v. Stein »Meine christliche Intention wurde von Theologis touchirt!« Dessenungeachtet war der Kurfürst sehr ungehalten auf Herrn v. Stein und ließ ihn seine Ungnade deutlich genug fühlen. Mehrere Entschuldigungsschreiben des v. Stein und eine Korrespondenz zwischen dem Kurfürsten und dem Markgrafen Georg Albrecht stellen indeß das gute Einvernehmen wieder her. v. Stein blieb Vormundschafts-Rath.

Der Prinz verweilte nun noch bis zum Jahre 1657 in Berlin und begab sich dann über Bayreuth nach der Universität Straßburg, die etne rein lutherische war, so daß also die bayreuthischen Vormund-schafts-Rätthe nichts dagegen erinnern konnten. Man scheint sich über-

gens in der letzten Zeit seines Aufenthaltes besonders bemüht zu haben, ihn zu unterhalten und auszuzeichnen. So schreibt der Präzeptor Müller z. B. in seinem Diarium:

»Am 24. April hujus kam der Herr Schloßhauptmann v. Goetze zu Sr. Fürstlichen Gnaden in Dero Gemach, Dieselbe im Namen des Kurprinzen Carl Aemil, Fürstliche Durchlaucht, bittende, mit in die Weinberge, so eine halbe Stunde von der Stadt Berlin gelegen, zu fahren und daselbst mit ihm Tafel zu halten. Welches auch um 10 Uhr geschehen. Da sie ungefähr um 11 Uhr dahin kamen, eine Zeitlang in dem Weinberg herum spazieren, bis gegen die Tafelzeit, welche in einem mit grünen Bäumen besteckten Kelter gehalten worden. Es war bei derselben neben den gewöhnlichen Personen der Herr Schloßhauptmann, der Oberschenk mit seiner Liebsten und Hr. Dr. Lornow gegenwärtig. In wärender Mahlzeit wurde die Zeit mit allerhand lustigen Gesprächen und Musik passirt. Nach Endigung derselben, so gegen 2 Uhr geschehen, begaben sich des Kurprinzen fürstliche Durchlaucht alsbald in die Carretten und fuhren davon. Se. fürstliche Gnaden aber wurde von dem Dr. Lornow und dem Schloßhauptmann noch einige Zeit entretetirt und auf verschiedene Discourse gebracht, welches Alles Se. fürstliche Gnaden mit Wenigem beantwortet, nahmen hiernach Abschied und begaben sich auf ihre Carrette, in Meinung, des Kurprinzen fürstliche Durchlaucht einzuholen, welchen sie auch endlich unter einem Baum schlafend angetroffen. Worauf Sie, wellen der Nachmittag ohnedies halb vorüber, in den Thiergarten sich begaben, daselbst die Zeit mit Regeln und Reiten bis zur Abendmahlzeit zubrachten; nach welches Sie ihre gewöhnliche Betstunde verrichtet und danach zur Ruhe sich begaben.«

Die hier erwähnten Weinberge sind die sogenannten »Eöllnischen Weinberge« und also der jetzige Kreuzberg ein damals beliebter Lustort für die kurfürstliche Familie.

Wie die Wege beschaffen gewesen sein mögen, welche von dem Leipziger Thor, da wo jetzt das Gebäude der zweiten Kammer liegt, dorthin geführt haben, das ergibt sich aus der Abfahrt des Prinzen um 10 Uhr und der Ankunft daselbst um 11. Möglich, daß damals der umliegende Naturgenuß wesentlich größer gewesen ist als jetzt, weil sich sonst das »Herumspazieren im Weinberge bis zur Tafelzeit« kaum fassen läßt. Heut zu Tage würde man das Mittagsmahl um 12 Uhr ein Déjeuner dinatoire nennen und auch die damalige Dauer desselben nur mäßige Genüsse voraussetzen lassen. Offenbar ist die nachtischliche

Unterhaltung des Dr. Lornow dem Prinzen nicht besonders liebenswerth gewesen, weil er »das Alles mit Wenigem beantwortet« und dem vorausgefahrenen Kurprinzen nach wollte. Inwiefern das Nachmittagschläfchen des Kurprinzen im April unter einem Baum zur Gesundheitspflege desselben beigetragen, läßt sich nach fast 200 Jahren nicht mehr genau ermitteln. Bekanntlich ist der Kurprinz Carl Nemil nicht alt geworden, was sich makrobiotisch aus dieser anspruchslosen Notiz auch so ziemlich erklärt.

Es wäre ein jedenfalls interessanter Gegenstand für die antiquarische Forschung, wenn man ermitteln könnte, wo dieser durch kurprinzliche Stiefen ausgezeichnete Baum damals gestanden. Da der junge Markgraf erst nach dem Auffinden des schlafenden Kurprinzen in den Thiergarten sich begeben, der Thiergarten aber damals noch bis in die Gegend der Anhaltischen Eisenbahn reichte, so ist es nicht unmöglich, daß der erwähnte Baum ungefähr da gestanden, wo jetzt die Bürger-Tabagie liegt, die unter dem anspruchslosen Namen »der Silbergroschen« einigen Berlinern bekannt ist. Daß beide Prinzen den Spät-Nachmittag mit Regeln im Thiergarten zubrachten, beweist für die Stabilität der Sitten in Berlin, denn das geschieht auch heut zu Tage noch, freilich nicht mehr von Prinzen und am allerwenigsten, nachdem Prinzen ein Nachmittagschläfchen unter einem Baum, im April und im Freien vor dem Halle'schen Thore gemacht.

(Spener'sche Zeitung vom 2. April 1858.)

1660.

Berliner Straßen-Kummer.

»Reinlichkeit ist das halbe Leben!« — Wenn das wahr ist, so hat Berlin offenbar vor dem Jahre 1660 nur halb gelebt. — Wenn wir auch aus alter Unhänglichkeit für die Monate Mai bis September etwas mehr als die Hälfte zugehen wollen, so lassen dagegen die Monate Oktober bis April eine desto niedrigere Bruchzahl für das Leben der Stadt und in der Stadt vermuthen.

Es kommt zwar auch jetzt noch vor, daß Schnee und Eis auf dem Trottoir liegen bleibt und daß respektive Haus-Eigenthümer deswegen mit Geldstrafen belegt werden. Vor 1660 muß es aber doch noch schlimmer damit ausgesehen haben, und der Fall, daß ein Anderer aus Schabernack einem eine Ladung Unrath vor das Haus legt, konnte gar nicht vorkommen, da jeder Eigenthümer den seinigen eo ipso vor dem Hause liegen ließ. — Ueberhaupt scheinen die Begriffe über die Verpflichtung der Hauseigenthümer zur Wegschaffung ungeeigneter Substanzen damals noch ungemein verwirrt und befangen gewesen zu sein, denn die erwähnten Substanzen häuften sich so bedeutend, daß sogar das Oberhaupt des Staates sich veranlaßt sah, für die Locomotivirung derselben strenge Befehle zu geben.

Diese Befehle wurden nun endlich am 14. August 1660 erlassen, und unter dem Titel: »Berlinische Brunnen- und Gassen-Ordnung« publizirt. — Daß in dieser Brunnen- und Gassen-Ordnung mit den Strafen nicht gescherzt wurde, beweist unter andern die darin enthaltene Strafanndrohung, daß jedem, welcher die Bäume und Weinstöcke beschädigen würde, welche damals noch vor die Häuser gepflanzt wurden, Andern zum Abscheu die Hand abgehauen werden sollte.

Dies erscheint nun allerdings etwas leidenschaftlich, wenn man bedenkt, daß wir heut zu Tage schon so weit vorgerückt sind, über Nacht liegen gebliebenen Schnee nur mit zwei Thalern zu bestrafen. — Wenn schon eine Weinstocks-Beschädigung damals mit dem Abhauen der Hand

bestraft wurde, wie muß erst das Vergehen des Cigarrenrauchens auf offener, luftiger, ungepflasterter Straße bestraft worden sein? Man schaudert unwillkürlich, wenn man an das Verhältniß von zwei Thalern zu einer abgehauenen Hand denkt! Glücklicher Weise existirten damals noch nicht so viele Cigarren-Handlungen als jetzt; die Gefahr der Versuchung war also auch noch nicht so groß, oder — chronologischer — noch gar nicht vorhanden.

Berlin war also im Jahre 1660 noch nicht so reinlich als jetzt, obgleich, wenn man den »Bescheidenen Anfragen«, welche gewöhnlich in den Winter-Monaten eben so regelmäßig in den Expeditionen unserer Zeitungen erscheinen, wie die ersten Maikäfer im März und April, trauen darf, auch jetzt noch hin und wieder sich Terrain-Hindernisse auf dem Damm und selbst auf dem Bürgersteige vorfinden sollen. — Hätten unsere Altvorderen das vortreffliche Mittel der »Bescheidenen Anfragen« schon gekannt, so würde jene Brunnen- und Gassen-Ordnung schon — 1659 gegeben worden sein, was jedenfalls ein bedeutender Gewinn gewesen wäre.

Allerdings scheint es nach jetzigen, so hoch ausgebildeten politischen Begriffen auffallend, daß nicht die Stadt, sondern das Staats-Oberhaupt sich der Straßen-Polizei annimmt; indessen mag es dadurch erklärt werden, daß erst mit dem großen Kurfürsten die Landesherren dauernd in Berlin residirten und also auch dauernd jene Substanzen in den Straßen aufgehäuft liegen sahen, die man in Hamburg so ungemein bezeichnend »Straßen-Kummer« nennt, wahrscheinlich weil sich dort der Senat sehr darum bekümmert. Namentlich mochte den großen Kurfürsten die Aussicht aus seinen Fenstern im Schlosse auf die Pferdebeschwemme geniren, welche sich da befand, wo früher ein Badeschiff an der langen Brücke lag, später sich verschiedene ungemein antike Buben angesiedelt hatten, und gegenwärtig ein Quai von dem Ausgang zur Brücke bis an den kleinen Schloßgarten läuft. — Hier hatten sich die »Unfläthereien sehr aufgehäuft«, und es ist allerdings wahrscheinlich, daß diese unverhältnißmäßigen Anhäufungen die nächste Veranlassung zu unserer Brunnen- und Gassen-Ordnung wurden.

Wie es damals in den Straßen ausgesehen haben mag, davon giebt uns ein Posten der Berlinischen Kammerei-Kassen-Rechnung vom Jahre 1614 erquickliche Kunde, welchen unser fleißiger Fibicin aufbewahrt und mitgetheilt. Dieser Posten lautet:

»Sans Schwame giebt vom Steinbamme vom St. Jürgenkhore (jetzt »Ecke der Königs- und neuen Friedrichstraße) bis zur Klosterstraße,

»daß er daselbst mag Mist machen, auf Martini 1614 3 Thaler und
»so fort jährlich, so lange er den Steinbamm gebraucht.«

Muß eine recht anmuthige Passage dort gewesen sein! und doch noch
bebeutend bequemer, als früher, wo die einzige Gesundheits- und Rein-
lichkeits-Polizei-Maasregel darin bestand, daß der Kuhhirt das todte
Vieh von den Gassen wegschleppte.

»Ouk shal dy kuherde dat Haz (Was) slegen von den
straten.«

Später war Berlin besonders mit Schweineställen gesegnet, deren
es so viele, und zwar nach der Straße herausgebaute, gab, daß die
Berliner Bau-Ordnung vom Jahre 1641 dies als ein nothwendiges
Uebel annimmt.

Aus allen diesen Substanzen geht wenigstens unzweifelhaft hervor,
daß unsere Vorfahren unsäglich starke Geruchsnerven gehabt haben müssen,
die von Kleinigkeiten nicht affizirt wurden, und die unsere jetzigen Rinn-
steine, über welche Fremde, welche, wie der Geschichtschreiber Berlins,
König, 1798 sich ausdrückt, »die hiesigen Verfassungen nicht
kennen«, fast einstimmig eine ziemlich unvortheilhafte Meinung äußern,
für — Lavendel gehalten haben müßten.

Wenn wir aber den Geruch auch ganz bei Seite setzen, was sich
freilich auf dem Papier viel leichter gestaltet, als in der Praxis, so blei-
ben doch die mehrerwähnten Substanzen wenigstens für die Passage sehr
hinderlich.

Etwas besser wurde es nun freilich nach dem Jahre 1660, aber
immer noch nicht so, daß wir heut zu Tage damit zufrieden gewesen
wären, obgleich, wie schon gesagt, auch jetzt noch hin und wieder Eis
oder Schnee auf dem Trottoir liegen bleibt, denn 1671 hatten sich die
Substanzen wieder dermaßen angesammelt, daß der große Kurfürst einen
Befehl erließ: »jeder Bauer, der mit einer Fuhr zur Stadt komme,
solle eine Fuhr Substanz oder »Hamburger Straßen-Kummer« mit
zurücknehmen«. So vortrefflich diese Einrichtung aus ökonomischem Stand-
punkte auch erscheint, so wenig erfreulich mag sie dagegen für die Rein-
lichkeit der Wagen gewesen sein, welche Lebensmittel zum Verkauf nach
der Stadt brachten, denn ein Wagen, der heute Berliner Straßensub-
stanz mit vor das Thor genommen, morgen aber wieder Gemüse und
dergleichen mit hineinbringt, giebt allerdings dem entfernten Gedanken
Raum, daß die Adhaesion oder Anklebigkeit der Substanz unvortheilhaft
auf die Reinlichkeit, welche nun einmal das halbe Leben ist, gewirkt
haben könnte.

So schön diese Substanz-Locomotivtrung auch vom administrativen Standpunkte sich ausnimmt, so scheint sie doch auch noch nicht das gewünschte Resultat gehabt zu haben, denn im Jahre 1676 finden wir »Gassen-Meister«, welche mit Karren in den Straßen umherfuhren und durch Klingeln zu erkennen gaben, daß die Einwohner gefälligst ihren ergebenst zusammengefügten Gassenmüll herbeibringen sollten. Wer vor seiner Thür nicht gefegt hatte, dem warf der Gassen-Meister den Koth in das Haus und zeigte den Säumigen zur Bestrafung an. Die erste Sitte hat sich im Laufe der Zeit bekauntlich verloren, die zweite sich aber auf ansprechende Weise eben so bekauntlich bis zum heutigen Tage erhalten.

Beinahe hundert Jahre nach dieser Brunnen- und Gassen-Ordnung vom 14. August 1660 findet sich indessen in den Berlinischen Zeitungen vom Jahre 1755 eine poetische Spur, daß doch noch nicht Alles so gewesen sein möchte, wie es für eine große Stadt wohl wünschenswerth wäre. Die poetische Behandlung eines Gegenstandes, der sich sonst gewöhnlich der Poesie zu entziehen pflegt, ist jedenfalls merkwürdig, und möge hier ein Plätzchen finden, um zu beweisen, daß vor 100 Jahren die Zeitungen auch schon als der geeignetste Ort betrachtet wurden, wo dergleichen Angelegenheiten der Theilnahme Berlins empfohlen wurden.

Bittschrift eines D***haufens an die Polizei,
eingereicht am Sonnabend.

Ich armes Häuflein D***
Bieg' hier, wie du's befohlen,
Seit Montag wie auf Kohlen,
Und Niemand holt mich weg.
O, Mutter Polizei,
Sei flehentlich gebeten,
Laß mich nicht ganz zertreten,
Ich fleße schon wie Brey;
Raum bin ich noch ein Hauff.
Soll ich auf deinen Karren
Hier noch acht Tage harren,
Obst' sich mein Wesen auf.

Bravo links.

Fischen rechts.

Im Centrum: Sittliche Entrüstung.

(Spenerische Zeitung vom 14. August 1847.)

Berlin, gedruckt in der Königl. Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (H. v. Decker).
